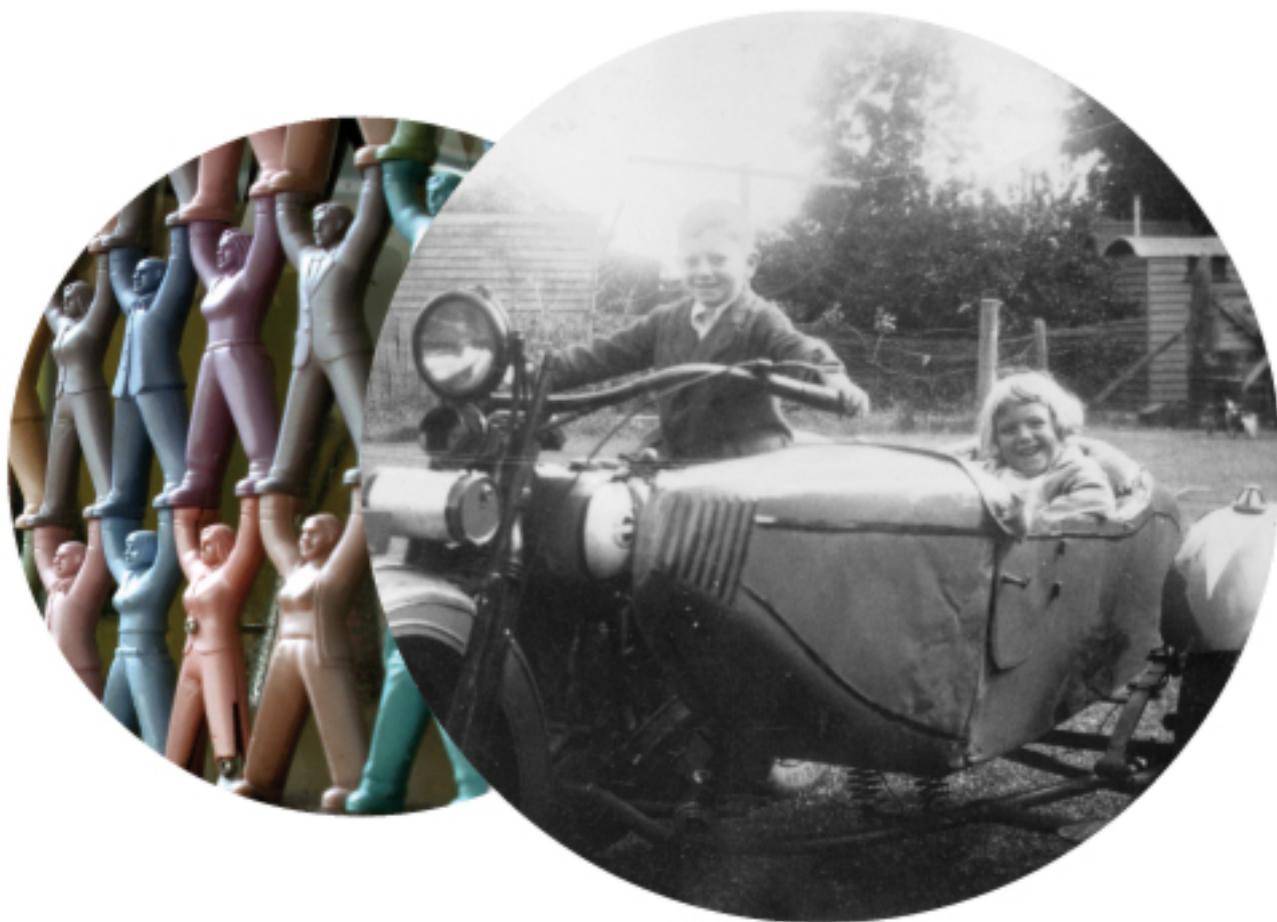


1/2014

der sozius

ZEITSCHRIFT FÜR SOZIOLOGIE



Inhalt

Vorwort zur Erstausgabe	1
1. Was passiert eigentlich an Tankstellenkassen? Eine gesprächsanalytische Untersuchung von scheinbar banalen Kassengesprächen <i>Ann-Kathrin Schröter</i>	4
2. Die praktische Tätigkeit des Familienstellens <i>Luisa Merz</i>	31
3. Wirksamkeit von Verträgen und Vertrauen fernab von externen Regulierungsmechanismen. Am Beispiel von Sauberkeit in Wohngemeinschaften. Evaluation anhand des Datensatzes ‚Wohnformen und Sauberkeit‘ (2012) <i>Jens Ottinger</i>	56
4. Ansteckungsgefahr von Trauma? Ethnographische Einblicke in Ausbildungskurse für helfende Berufe <i>Pia Lorina Maier</i>	93
5. Kulturkritik. Ein unterschätzter Reflexionsmodus der Moderne nach Georg Bollenbeck untersucht an einer textuellen Konkretisierung: Die Erfindung der Kreativität von Andreas Reckwitz <i>Anne-Marie Geisthardt</i>	131

Vorwort zur Erstausgabe des *sozius*

Die vorliegende Erstausgabe ist das erfreuliche Ergebnis des Projekts „Studierende lernen wissenschaftliches Schreiben und Publizieren: Aufbau einer studentischen Online-Zeitschrift für Soziologie“, das im Rahmen der Ausschreibungsreihe „Freiräume für Lehre“ zum Qualitätspakt Lehre gefördert wird. Das Projekt wurde von Frank Oberzaucher und Alexis Malefakis konzipiert, beantragt und gemeinsam mit den Redaktionsmitgliedern Nicolas Kittel, Laura Mohacsi und dem Schreibtutor Benjamin Kerst in die Tat umgesetzt.

Eines der zentralen Projektziele ist es, mit Unterstützung des Schreibzentrums der Universität Konstanz (Kooperationspartner), eine *schreibdidaktische Fundierung der Lehrveranstaltungen* im Fach Soziologie zu erreichen. Dazu werden fortlaufend und unter Beteiligung des Schreibzentrums der Universität die Lehrenden des Fachs Soziologie in Sachen Schreibdidaktik beraten und die Studierenden ermutigt, sich im Schreiben zu professionalisieren – um anschließend ihre Texte im Herzstück des Projekts, der studentischen Online-Zeitschrift *der sozius*, zu veröffentlichen. So werden Studierende Schritt für Schritt an das professionelle Schreiben herangeführt. *Der sozius* publiziert Beiträge aus allen Bereichen der Soziologie, dies umfasst sowohl unterschiedliche Forschungsfelder als auch die Breite und Vielzahl von Schulen in der empirischen Sozialforschung und der soziologischen Theoriebildung. In der Zeitschrift sollen in erster Linie (Seminar- und Abschluss-)Arbeiten von Studierenden publiziert werden. Die Textsorten sollen grundsätzlich die in soziologischen Fachzeitschriften üblichen Formen umfassen: Essay, Buchrezension, Interview, Kongressbericht, Literaturbericht; aber auch Raum für Textprodukte lassen, die im regulären Lehrbetrieb generiert werden, wie beispielsweise der Forschungsbericht in Projektseminaren im BA- und MA-Studiengang.

Um nachhaltige Strukturen für die Anleitung von Schreibprozessen zu schaffen, stellte die *Ausbildung von Fachtutor_innen für Schreibdidaktik* im Fach Soziologie ein weiteres Projektziel dar. Aus dem Kreis der Konstanzer Studierenden wurde Benjamin Kerst als dafür qualifizierte und für das Fach Soziologie verantwortliche Ansprechperson im Schreibzentrum der Universität Konstanz als Fachtutor für Schreibdidaktik ausgebildet. Er steht seitdem sowohl den Studierenden als Peer-Schreibberater/Soziologie als auch den Lehrenden des Fachs Soziologie regelmäßig beratend zur Seite, um die Verknüpfung der Vermittlung von Schreibkompetenzen und fachbezogener Lehre zu gewährleisten.

Die Beiträge in der Erstausgabe sind von Studierenden der Universität Konstanz mit unterschiedlichen soziologischen Vorkenntnissen und Interessen verfasst worden. Ihnen allen

ist gemein, dass in Ihnen die schon hörbaren wissenschaftlichen Stimmen zu vernehmen sind. Sie bieten Anregungspotenzial für Nachahmer_innen und machen uns darauf aufmerksam, dass Wissenschaft nicht erst in den großen Fachzeitschriften beginnt, sondern ihren Anfang bereits in den ambitionierten Arbeiten der Studierenden hat.

Die erste Ausgabe des *sozius* deckt verschiedene Bereiche der soziologischen Forschung ab. Sie beinhaltet zum einen Beiträge, deren Erkenntnisinteresse empirische Herangehensweisen erfordert, und die sowohl dem quantitativen als auch dem qualitativen Paradigma zuzuordnen sind. Zum anderen sind Beiträge zu finden, die ihren Schwerpunkt eher auf eine theoretische Beantwortung ihrer Fragestellung legen.

Zu den empirischen Beiträgen ist die Arbeit von Ann-Kathrin Schröter „*Was passiert eigentlich an Tankstellenkassen? Eine gesprächsanalytische Untersuchung von scheinbar banalen Kassengesprächen*“ zu zählen. Mit Hilfe der Gesprächsanalyse geht die Autorin den impliziten Regeln auf den Grund, deren unbewusste Anwendung für das Gelingen einer so alltäglichen sozialen Interaktion wie dem Kassengespräch in einer Tankstelle verantwortlich sind.

Mit ihrem Beitrag „*Die praktische Tätigkeit des Familienstellers*“ legt auch Luisa Merz eine empirische Arbeit vor, die im Rahmen des Forschungsansatzes der ‚Studies of Work‘ zu verorten ist. In dieser macht sich die Autorin auf der Grundlage audiovisueller Daten an die Untersuchung der Kompetenzen eines Familienaufstellers, die beim Vollzug seiner Arbeit sichtbar werden.

Neben diesen dem qualitativen Paradigma verpflichteten Arbeiten trägt Jens Ottinger eine Arbeit aus dem quantitativen Bereich bei. In seiner empirischen Studie „*Wirksamkeit von Verträgen und Vertrauen fernab von externen Regulierungsmechanismen. Am Beispiel von Sauberkeit in Wohngemeinschaften. Evaluation anhand des Datensatzes ‚Wohnformen & Sauberkeit‘ (2012)*“ beschäftigt sich der Autor mit der Rolle von Verträgen bei der Minderung von Vertrauensproblemen, die aufgrund von potentielltem Opportunismus zwischen Akteuren innerhalb von Austauschbeziehungen entstehen können.

Unter dem Titel „*Ansteckungsgefahr von Trauma? Ethnographische Einblicke in Kurse für helfende Berufe*“ widmet sich die Autorin Pia Lorina Maier dem Phänomen des Traumas. Hierbei geht sie sowohl theoretisch als auch empirisch vor, fasst Traumata als Produkt eines bestimmten historischen und kulturellen Moments und stellt anhand ethnographischer Beobachtungen die Frage, wie das Wissen um diesen Begriff in Vorbereitungskursen für Personen in helfenden Berufen aufgegriffen wird.

Vorlage zur Erstausgabe

In ihrem theoretisch ausgerichteten Beitrag *„Kulturkritik. Ein unterschätzter Reflexionsmodus der Moderne nach Georg Bollenbeck untersucht an einer textuellen Konkretisierung: Die Erfindung der Kreativität von Andreas Reckwitz“* analysiert Anne-Marie Geisthardt den kulturkritischen Entwurf *„Die Erfindung der Kreativität“* von Andreas Reckwitz mithilfe eines modellhaften Konzepts zur wertfreien Untersuchung von Kulturkritik, das von Georg Bollenbeck entwickelt wurde.

Ann-Kathrin Schröter

Was passiert eigentlich an Tankstellenkassen?

Eine gesprächsanalytische Untersuchung von scheinbar
banalen Kassengesprächen

Zur Autorin

Ann-Kathrin Schröter, geb. 1990, hat im September 2013 ihr Bachelorstudium Soziologie (HF) und Wirtschaftswissenschaften (NF) an der Universität Konstanz abgeschlossen. Seit Oktober 2013 studiert sie im Masterstudiengang „Soziologie: Forschungspraxis und Praxisforschung“ an der Johannes Gutenberg-Universität in Mainz. Im Zuge dieses Studiums beschäftigt sie sich derzeit mit einem methodisch qualitativ ausgerichteten, studentischen Forschungsprojekt zu musikalischem Lobpreis in christlichen Freikirchen.

Kontakt: Ann-Kathrin.Schroeter@web.de

Abstract

Für kompetente Mitglieder unserer Gesellschaft ist das Kassengespräch an Tankstellen etwas absolut alltägliches und geradezu banales. Eine gesprächsanalytische Betrachtung erlaubt es aber, diese Selbstverständlichkeiten zu hinterfragen. So erfolgt, nach einer kurzen Einführung in den ethnomethodologischen und methodischen Hintergrund der Arbeit, eine gesprächsanalytische Auseinandersetzung mit dem Kassengespräch. In der Sequenz für Sequenz vorgehenden Analyse wird dargestellt, dass das Kassengespräch impliziten Regeln folgt und stark strukturiert ist. Diese werden unbewusst angewandt, um das Gespräch zum Gelingen zu bringen. Das Kassengespräch stellt demnach eine Leistung kompetenter Teilnehmer dar, die ihr Wissen um die Geordnetheit der sozialen Wirklichkeit und den Kontext einsetzen.

1 Das Gespräch an der Tankstelle

Stellen Sie sich einmal vor- oder besser gesagt erinnern Sie sich an eine ähnliche Situation. Auf dem Heimweg von der Arbeit stellen Sie genervt fest, dass ihr Tank bald leer ist. Eigentlich wollen Sie möglichst schnell nach Hause, aber Sie beschließen an die nächste Tankstelle zu fahren, die auf ihrem Weg liegt. Sie halten an, steigen aus und tanken Ihren Wagen voll. Während Sie auf die Anzeige starren, die den Zahlungsbetrag und die Tankmenge angibt, wünschen Sie sich eigentlich nur, Sie könnten möglichst schnell in ihren Wagen steigen und weiterfahren. Als endlich das Klicken zu hören ist, welches signalisiert, dass Ihr Tank voll ist, gehen Sie eiligen Schrittes in das Tankstellengebäude. Die Angestellte begrüßt Sie freundlich als Sie Ihr am Tresen gegenüberstehen. Sie antworten nur „drei“, worauf die Angestellte Ihnen einen Rechnungsbetrag nennt, den Sie dann mit Ihrer Kreditkarte bezahlen. Sie erhalten die Kreditkarte mit den Worten „Tschüss, einen schönen Tag noch“ zurück und antworten, bereits im Gehen „Ebenfalls, tschüss!“. Als Sie in Ihr Auto steigen, können Sie sich bereits weder an das genaue Gespräch, noch den genauen Rechnungsbetrag erinnern.

Eine ganz ‚normale‘, alltägliche Situation. Doch was passiert eigentlich wenn Sie ihre Tankfüllung bezahlen? Woher weiß die Angestellte, dass Sie an Zapfsäule Drei getankt haben und nicht drei belegte Brötchen wollen? Wie verständigen sie sich darauf, dass Sie mit Karte und nicht bar bezahlen wollen? Genau mit diesen Fragen nach der Struktur und dem Ablauf, besser gesagt den Sequenzen des Kassengesprächs, beschäftigt sich dieser Artikel.

Der Artikel stellt einen Auszug aus der von mir im Juli 2013 eingereichten Bachelorarbeit mit dem Titel ‚Die Kompetenzen von Tankstellenangestellten – eine Ethnografie des scheinbar Banalen‘ dar. Die Arbeit setzte sich zum Ziel, den Arbeitsalltag und die darin eingesetzten als selbstverständlich empfundenen Kompetenzen von Tankstellenangestellten zu betrachten. Diese thematische Festlegung beruht auf der Entwicklung aus dem im Wintersemester 2012/13 angebotenen Seminar ‚Studies of Work – Soziologie der Arbeit und Berufe‘ an der Universität Konstanz. Gemeinsam mit einem Forschungspartner sammelte ich in einem empirisch qualitativ angelegten Projekt Daten zum Arbeitsalltag an der Tankstelle. Angereichert wurden diese Daten durch zusätzliche von mir im Mai 2013

gesammelte Daten, die weitere Rückschlüsse auf die Kompetenzen erlaubten. Die Interaktion mit dem Kunden, die hauptsächlich im Gespräch an der Kasse stattfindet, stellt sich als eine Hauptaufgabe der Angestellten und damit auch als ein Schwerpunkt der Forschungsarbeit dar.

Die Interaktion an der Tankstelle und der Arbeitsalltag von Tankstellenangestellten wurden in der Soziologie bisher weitgehend nicht beachtet. Zwar beschäftigen sich die *Studies of Work* mit dem Arbeitsalltag in unterschiedlichen Berufsfeldern und es lassen sich Forschungsarbeiten zu Kassengesprächen, wie beispielsweise bei Merrit (1975) finden, aber explizit thematisiert wurde das Feld der Tankstelle bisher nicht. Da das Gespräch an der Tankstelle allerdings eine alltägliche, jedem von uns bekannte Situation darstellt, und es uns dennoch nicht möglich ist, den genauen Verlauf wiederzugeben, halte ich eine nähere Betrachtung für sinnvoll. Im Folgenden wird deshalb dargestellt, dass hinter diesem scheinbar so banalen, geradezu langweiligen Gespräch, zahlreiche Regeln und Selbstverständlichkeiten liegen, deren wir uns nicht bewusst sind, aber die von entscheidender Bedeutung sind, damit das Gespräch gelingen kann.

2 Theoretische Rahmung und methodische Herangehensweise

2.1 Studies of Work

Die Grundlage für den vorliegenden Artikel bildet zunächst die Forschungsarbeit im Rahmen des Projektseminars ‚Studies of Work – Soziologie der Arbeit und Berufe‘ an der Universität Konstanz. Die *Studies of Work* stellen einen Ansatz dar, welcher sich aus der Ethnomethodologie entwickelt hat. Das Interesse der Ethnomethodologie liegt, knapp zusammengefasst, „im alltäglichen Handeln als selbstverständlich hingenommene sinnhafte Ordnung“ (Bergmann, 1988a, p. 22). Ganz in diesem Sinne beschäftigte ich mich hier mit den ‚alltäglichen‘ Kassengesprächen¹ an Tankstellen.

Ausgehend von diesem Interesse an arbeitsalltäglichen Situationen, haben es sich die *Studies of Work* zur Aufgabe gemacht, die „verkörperten Praktiken“ (Bergmann,

¹ Zum Begriff des alltäglichen ist anzumerken, dass Kassengespräche zwar Teil des Alltags sind, aber diese im Gegensatz zum freundschaftlichen Gespräch nur im institutionellen Rahmen der Tankstelle geführt werden.

2005, p. 2), welche die spezifischen Kenntnisse und Fertigkeiten von einzelnen Berufsbildern ausmachen, zu betrachten. Für die Forschung ausschlaggebend ist nicht das Verhalten, welches in Lehrbüchern festgehalten ist, sondern das Verhalten, welches als selbstverständlicher Teil der Arbeit betrachtet wird. Das Erkenntnisinteresse dieser durch Harold Garfinkel geprägten Forschungsrichtung, wird von Graham Button und Wes Sharrock (2011) in folgender Frage zusammengefasst: „*What* is it that people are often doing together, when they understand themselves and can be understood by others to be doing work? (p. 41)“. Maßgeblich ist demnach, was ein Angestellter an der Tankstelle tut, damit er für sich selbst und die anderen als Tankstellenangestellter erkennbar ist. Dieses ‚Erkennbar-Machen‘, in der Sprache der Ethnomethodologie *accountable* machen, ermöglicht der Bezug auf den Kontext der Handlung. Eine Handlung *accountable* zu machen bedeutet, diese als bestimmte Handlung „wahrzunehmen, zu erkennen, zu beschreiben und mit anderen darüber zu kommunizieren“ (Bergmann, 1988a, p. 45). Dadurch ist die Möglichkeit einer „sinnhaft-verstehenden Aneignung“, also ein „wahrnehmen-und-darüber-sprechen“ (vgl. ebd., p. 46) gegeben. Verstehen bedeutet daher, die Handlung des Anderen erklärbar zu machen und angemessen zu reagieren. Für dieses Verstehen ist es nötig, dass der Handlung des Anderen Sinnhaftigkeit unterstellt wird.

Zur Untersuchung dieser Fragestellung müssen Arbeitsabläufe möglichst im Detail und in der ganzen Vielfalt erfasst werden. Kein Detail, auch keine kontextuelle Rahmenbedingungen, darf a priori als unwichtig betrachtet werden. Der Kontext ist nämlich von entscheidender Bedeutung für jedes Verständnis von Äußerungen. Keine Äußerung ist objektiv oder kontextunabhängig, sondern nur durch ihren Bezug auf den Kontext verstehbar. Diese Bezogenheit von Äußerungen auf den Kontext wird in der Ethnomethodologie Indexikalität genannt (vgl. Bergmann, 1988a, p. 34).

2.2 Ethnografie

Die diesem Artikel zugrunde liegenden Daten wurden im Zuge einer Ethnografie gesammelt. So wurden teilnehmende Beobachtungen durchgeführt, zahlreiche Dokumente gesammelt, Gespräche mit den Angestellten und Gespräche zwischen Angestellten und Kunden aufgenommen. Ich war insgesamt bei sechs

Arbeitsschichten (über einen Zeitraum von ca. 6 Stunden), an denen jeweils zwei Angestellte tätig waren, im Dezember 2012 und Mai 2013 anwesend. Während dieser Zeit nahm ich auch die 14 Kassengespräche² auf, welche die Grundlage für diesen Artikel bilden.

2.3 Die Verbindung von Ethnografie und Konversationsanalyse

Für diese Forschungsarbeit und auch den daraus entstandenen Artikel, ist darüber hinausgehend von entscheidender Bedeutung, dass bei der Analyse der Versuch unternommen wurde, konversationsanalytische Ergebnisse mit den Beobachtungsdaten zu verbinden. Ziel der Konversationsanalyse ist, formale Prinzipien und Mechanismen ‚natürlicher‘ Gespräche zu bestimmen, mithilfe deren die Handelnden die sinnhafte Strukturierung und Ordnung ihrer Umwelt konstruieren (vgl. Bergmann, 1995, p. 213). Es gilt, die Hervorbringung der ‚charakteristischen Strukturmerkmale und die ‚gelebte Geordnetheit‘ des interaktiven Geschehens‘ (ebd., p. 215) nachzuvollziehen. So erklärt sich auch mein Vorgehen, das Kassengespräch Sequenz für Sequenz analytisch aufzubrechen. Ich halte mich auch weitgehend an die Prämisse der Konversationsanalytiker, dass alle Aussagen in den Gesprächsdaten zu verankern sind (vgl. Deppermann, 2000, p. 98), nutze aber auch immer wieder mein ethnographisches Wissen, wenn es mir sinnvoll erscheint. Daher möchte ich das von mir gewählte Verfahren auch Gesprächsanalyse und nicht Konversationsanalyse nennen³, weil mein Vorgehen nur begrenzt mit einem konversationsanalytischen Vorgehen vereinbar ist⁴. Ich versuche mein ethnographisches Wissen sinnvoll-reflektiert und auch für den Leser nachvollziehbar in meine Analyse einzubetten. Dadurch möchte ich die Vorteile der Konversationsanalyse nutzen und meine Ergebnisse gleichzeitig durch die Nutzung meines ethnographischen Wissens sowohl bereichern als auch überprüfen⁵.

² Im Artikel werden Auszüge dieser Transkripte dargestellt. Die vollständigen Transkripte sowie Hinweise zum Transkriptionssystem befinden sich im Anhang. Im Text werden die entsprechenden Transkriptauszüge mit ‚T‘ und zugehöriger Transkriptnummer abgekürzt.

³ Dabei orientiere ich mich an Arnulf Deppermann (2000).

⁴ Für eine detaillierte Auseinandersetzung ethnographischen Wissens in der Konversationsanalyse s. Nelson (1994).

⁵ Es gibt aber durchaus Forschungen, die eine Verbindung von Ethnographie und „Studies of Work“ darstellen, an denen ich mich auch orientiert habe. Beispiele sind die Studien des Xerox-Instituts zur „work practice“ s. Button & Sharrock (2011).

3 Anmerkungen zum Forschungsfeld

Für ein besseres Verständnis der Arbeit soll hier kurz das Forschungsfeld näher beschrieben werden. Die untersuchte Tankstelle befindet sich in einer ländlichen Region an einer viel befahrenen Ortsumgehungsstraße und besteht erst seit Sommer 2009. Mit insgesamt zwölf Zapfsäulen, einer Waschstraße, zwei Reinigungsplätzen, sowie einem großen Bistro- und Shopbereich, lässt sie sich als größere Tankstelle einordnen. Im Bistro sind diverse Gebäckartikel sowie Sandwiches erhältlich, die von den Angestellten selbst zubereitet werden. Über den gesamten Forschungsprozess wurden arbeitsalltägliche Situationen von sieben Tankstellenangestellten betrachtet⁶. In den Transkripten wird der Angestellte immer mit A abgekürzt, wohingegen Kundenaussagen durch K gekennzeichnet werden.

4 Der Beginn der Interaktion zwischen Kunden und Angestellten

Im Verlauf der Forschungsarbeit stellte sich bald die Frage, wann die Interaktion zwischen Kunden und Angestellten überhaupt beginnt. Als Interaktion wird hier verstanden, wenn „Anwesenheit interaktiv hergestellt wird, also vereinfacht gesagt mit dem Blickkontakt des Von-Angesichts-zu-Angesicht (face-to-face)“ (Hausendorf, 2010, p. 168). Somit beginnt die Interaktion zwischen Kunden und Angestellten mit dem Eintreten des Kunden und der gegenseitigen Wahrnehmung. Bei der Analyse der Beobachtungen wurde deutlich, dass der Kunde durch seine Bewegung zur Kasse hin und das Blicken in das Gesicht des Angestellten klar macht, dass das Kassengespräch nun beginnen soll. Im Zuge seiner eigenen Forschung stellt Heiko Hausendorf fest, dass es in Räumen eine „Art unsichtbare Markierungen“ (2010, p. 186) gibt, an denen sich Menschen orientieren. Im Bezug darauf, markiert der Kassenbereich somit einen Raum, in dem der Kunde bezahlt. Im Gegensatz dazu markiert der Bereich am Zeitschriftenregal einen Raum, in dem sich der Kunde sein Produkt aussucht. Wenn der Kunde also noch durch das Ladengeschäft schlenderte oder in der Zeitschriftenauslage schmökerte, kann sich der Angestellte zumeist noch mit anderen Aufgaben, wie zum Beispiel das Reinigen des Tresens, beschäftigen.

⁶Da sechs der beobachteten Angestellten weiblich waren, wäre aufgrund der unterschiedlichen Geschlechter angemessen, im Singular von „der/die Tankstellenangestellte“ zu sprechen. Um die Lesbarkeit des Beitrages zu erleichtern vermeide ich allerdings im Folgenden die explizite Nennung beider Geschlechter, da mir die deutsche Sprache keine für mich sinnvolle Alternative bietet.

Erst wenn sich der Kunde zur Kasse begibt und seinen Blick auf den Angestellten richtet, muss der Angestellte seine Tätigkeit unterbrechen. Dieser begibt sich dann ebenfalls an die Kasse, erwidert den Blick des Kunden und beginnt das Kassengespräch. In diesem Sinne stellen die Raumbewegungen und Blicke Kommunikationsmittel dar, welche den Beginn des Kassengesprächs markieren.

5 Gesprächsanalytische Betrachtung des Kassengesprächs

5.1 Die Sequenzen des Kassengesprächs

5.1.1 Begrüßung

Konversationsanalytisch betrachtet, beginnt das Kassengespräch in dem Moment, in dem die ersten Worte zwischen Kunde und Angestelltem gewechselt werden. In den Beobachtungen hat sich gezeigt, dass dies geschieht, wenn sich die Interaktionspartner an die Kasse begeben und sich, mit dem Tresen zwischen den beiden, gegenüberstehen. Zumeist wird die Begrüßung durch den Angestellten eingeleitet⁷:

Auszug Transkript 5:
01 A: hallo
02 K: hallo

Ergänzende Beobachtungen haben ergeben, dass dieser dem Kunden ins Gesicht blickt und ihn dabei mit einem kurzen Gruß, wie beispielsweise „Hallo“ anspricht. Mit Rückbezug auf den in der Konversationsanalyse geprägten Begriff des *adjacency pair* ist ein Gegengruß zu erwarten (vgl. Bergmann, 1988c, p. 14). In einem *adjacency pair* erfordert die erste Aussage eine zweite, von demjenigen an den die erste gerichtet ist. Ein typisches Beispiel wäre ein *adjacency pair*, das aus Frage und Antwort besteht. Eine Frage verlangt eine Antwort, wodurch ihr Zweck als Frage bestätigt wird. Wenn eine Frage nicht direkt vom Befragten beantwortet wird, so wird die Beantwortung der Frage zwar eventuell zurückgestellt, aber es muss angezeigt werden, dass die Frage als Frage verstanden wurde.

⁷ Vereinzelt gibt es auch Fälle, bei denen der Kunde zuerst grüßt. Diese können hier allerdings nicht näher betrachtet werden.

In meinen Daten erfolgt zumeist ein Gegengruß, wie in Beispiel (T5), er kann aber auch ausbleiben und wird nicht nachgeholt.

Auszug Transkript 12:

01 A: servus
02 K: ich krieg n päckchen von den white (xxx xxx)

Das Entscheidende ist, dass ein Ausbleiben des Gegengrußes keine Folgen für den weiteren Gesprächsverlauf hat. Das Gespräch wird lediglich um den Gegengruß verkürzt und der Kunde nennt unmittelbar nach der Begrüßung seinen Kaufgegenstand. Auch der Angestellte fordert den Gegengruß nicht ein (etwa: „Warum begrüßen Sie mich nicht?“). Die Begründung für diese scheinbare Anomalie liegt im Zweck der Begrüßung im Kassengespräch. Durch das Ansprechen des Kunden durch den Angestellten, werden die Interaktionspartner und der Beginn des Kassengesprächs festgelegt. Die Begrüßung verfolgt nicht den Zweck Small Talk oder ähnliches einzuleiten, sondern soll dem Kunden lediglich signalisieren, dass er jetzt an der Reihe ist. Ein Nichterwidern des Grußes kann zwar als Unhöflichkeit des Kunden gedeutet werden, ist aber für den weiteren Gesprächsverlauf irrelevant. Der Kunde muss lediglich, im Sinne eines *Accounts* anzeigen, dass er verstanden hat, dass er nun an der Reihe ist. Der Angestellte muss im Gegenzug herausfinden, ob der Kunde seine Ansprache erkannt hat. Dies macht der Kunde z.B. erkennbar, indem er seinen Kaufgegenstand nennt⁸. Marilyn Merrit hat in ihrer Forschung zu Fragen an „Service Encounters“ (1975) ähnliches festgestellt. Für sie ist entscheidend, dass die Reaktion auf eine Frage die Antwort bereitstellt (vgl. Merrit, 1975, p. 339). So kann auch eine Gegenfrage die zuvor gestellte Frage beantworten, solange diese aufzeigt, dass die erste Frage verstanden wurde. Im Fall des Kassengesprächs an der Tankstelle zeigt der Kunde, indem er den Kaufgegenstand nennt, dass er den Gruß des Angestellten so verstanden hat, dass das Kassengespräch nun beginnen kann. Fälle, in denen eine bestätigende Antwort ausblieb, verdeutlichen diese These.

Auszug Transkript 2:

01 K: was für a arbeit machet sie?
02 X: a bachelor arbeit
03 A: hallo
04 K: ach so ((lacht))
05 A: die nummer acht ge?
06 K: ja
07 ((klick , klick))

⁸ Wie im Auszug Transkript 12.

In diesem Fall wurde das Kassengespräch durch meine Anwesenheit (X) irritiert. Der Kunde unterhielt sich zu Beginn noch mit mir. Auch als der Angestellte ihn mit „hallo“ anspricht, bezieht sich seine nächste Aussage noch auf das Gespräch mit mir. Die Antwort „ach so“ ist keine schlüssige Antwort auf den Gruß „hallo“. Das Kassengespräch könnte nur seinen typischen Verlauf einnehmen, wenn der Kunde anzeigt, dass er sich angesprochen fühlt indem er entweder den Gruß erwidert oder seinen Kaufgegenstand nennt. Die Sinnhaftigkeit des Kassengesprächs ist an dieser Stelle destabilisiert und der Angestellte muss, durch eine Frage, den Sinn des Gesprächs wiederherstellen. Er ‚übernimmt‘ in diesem Fall die sinnhaft korrekte Antwort des Kunden. Indem der Kunde die Aussage bejaht, wird die „konditionelle Relevanz“ (Bergmann, 1988c, p. 19), also die Sinnhaftigkeit der Begrüßungssequenz, wiederhergestellt und das Kassengespräch kann wie gewohnt fortgeführt werden.

5.1.2 Kundenwunsch

Erster Kaufgegenstand

Auf die Begrüßung bzw. nach der Abklärung der Interaktionspartner erfolgt die Bestimmung des Kaufgegenstands. Der Kunde hat zwei Möglichkeiten, dem Angestellten zu zeigen, was er kaufen möchte. Er kann den Kaufgegenstand nennen oder ihn ohne verbale Äußerung auf den Verkaufstresen legen.

Im Fall der verbalen Nennung erfolgt diese direkt nach dem eigenen Gegengruß bzw. nach dem ersten Gruß des Angestellten:

Auszug Transkript 10:

01 A: so hallo
02 K: hallo (-) nummer sechs

Auszug Transkript 12:

01 A: servus
02 K: ich krieg n päckchen von den white (xxx xxx)

Verbalisiert werden müssen Kaufgegenstände, die eine Serviceleistung des Angestellten erfordern oder die für ihn nicht unmittelbar erkennbar sind. Zum Fall der nicht-unmittelbar erkennbaren Produkte zählt eine Tankfüllung. Wenn mehrere Personen getankt haben, weiß der Angestellte nicht, an welcher Zapfsäule der Kunde getankt hat. Der Kunde muss die von ihm genutzte Zapfsäule nennen und weiß auch, dass er dies tun muss, denn er nennt seine Zapfsäulenummer unaufgefordert (T10).

Keines der aufgezeichneten Gespräche enthält die Frage „Wie kann ich Ihnen weiterhelfen?“ oder ähnliches. Der Kunde weiß, dass er ersichtlich machen muss, was er möchte. Der Angestellte weiß im Gegenzug, dass der Kunde ihm unaufgefordert den Kaufgegenstand nennen kann. Er weiß auch, was mit „vier“ (T1) gemeint ist:

Auszug Transkript 1:

01 K: hallo
02 (3.6)
03 A: hallo
04 K: <<lacht> 1.2> vier

Ihm ist klar, dass der Kunde nicht vier Schachteln Zigaretten möchte oder vier belegte Brötchen. Die Aussage des Kunden ist nur soweit verkürzt, dass sie noch Sinn macht. An der Tankstelle „vier“ zu verlangen, ohne dass weitere Angaben davor oder danach gemacht werden, bedeutet an der Zapfsäule vier getankt zu haben. Zahlennennung im Kaufgespräch an der Tankstelle bedeutet einen Rückgriff auf den Kontext ‚Tankstelle‘. Solche Äußerungen sind indexikalisch und dienen als „situationsabhängige Referenzmittel“ (Bergmann, 1988, p. 34). Es ist nicht nötig zu sagen: „Ich habe an der Zapfsäule vier getankt“, da der Angestellte in der Lage ist die Aussage „vier“ als „Ich habe an der Zapfsäule vier getankt“ zu verstehen. Möchte der Kunde allerdings vier Schachteln Zigaretten, muss er zumindest sagen „vier Schachteln Zigaretten“.

Außerdem erkennt der Angestellte, dass mit „vier“ nicht nur „Ich habe an der Zapfsäule vier getankt“ gemeint ist, sondern er versteht „Ich habe an der Zapfsäule vier getankt. Ich möchte das bezahlen, kassieren Sie mich“. Das erkennt man daran, dass auf die Aussage „vier“ sofort eine Handlung des Angestellten folgt. Es ist nämlich zu beobachten, dass er unmittelbar auf die Kundenaussage folgend die entsprechende Nummer in seine Kasse eingibt. Die Aussage „vier“ ist demnach nicht nur eine Information auf welche die Frage „Möchten Sie bezahlen?“ des Angestellten folgen könnte, sondern eine implizite Aufforderung an den Angestellten. Meritt stellt ebenfalls fest, dass eine Kundenaussage nicht nur als Information, sondern auch als Handlungsaufforderung verstanden werden kann (vgl. Meritt, 1975, p. 340). Diese Aufforderung bestätigt der Angestellte durch seine darauffolgende Handlung des Abkassierens. Die auf das Minimum verkürzte Aussage „vier“ genügt, um der Interaktion zwischen beiden Interaktionsteilnehmern aufgrund der

situationsabhängigen Indexikalität Sinn zu verleihen. Die Aussage ist auch praktisch, da sie für beide Teilnehmer völlig ausreicht um die Aussagen in möglichst kurzer Zeit zu verstehen.

Neben der Tankfüllung erfordern Kaufgegenstände, die für den Kunden nicht direkt erreichbar sind, eine Verbalisierung. Hierzu gehören die Produkte des Bistrobereichs und vor allem auch das Zigarettenangebot. Um den Kundenwunsch zu erfüllen, benötigt der Angestellte zumindest die Information, dass dieser Kaffee, Zigaretten oder ‚was zu essen möchte‘. Was der Kunde genau benötigt, z.B. einen großen oder kleinen Kaffee, kann der Angestellte dann erfragen.

Auszug Transkript 8:

01 K: kann ich nen kaffee haben?
02 A: jaaa nen großen nen kleinen? [kl]
03 K: [kleinen]
04 A: ganz normalen kaffee?
05 K: ja
06 A: zum mitnehmen?
07 K: nein hier

Wie im Transkriptauszug dargestellt, benötigen die Angestellten bei den Produkten, die Serviceleistungen der Angestellten erfordern, meist noch weitere Informationen um das gewünschte Produkt auszuhändigen. Diese werden in einem klassischen Frage-Schema, indem der Angestellte eine Frage stellt und der Kunde antwortet, abgearbeitet. Das Entscheidende hierbei ist, dass der Angestellte die ‚richtigen‘ Fragen stellt und Antworten richtig verstanden werden. Für den Angestellten bedeutet der Wunsch nach Kaffee, dass er Fragen zu Größe des Kaffees, Kaffeeart und Ort des Verzehrs stellen muss. Stellt er diese nicht, geht er das Risiko ein, ein unerwünschtes Produkt auszuhändigen und im Zweifelsfall das Produkt neu machen zu müssen. Wichtig im hier dargestellten Transkriptauszug ist auch, dass sowohl Kunde und auch Angestellter dasselbe Verständnis von ‚normal‘ haben. Als ‚normal‘ wird im ‚alltäglichen‘ Gebrauch in diesem Kontext eine bestimmte Kaffeeart verstanden.

Eine weitere Möglichkeit für den Angestellten den Kaufgegenstand zu erkennen ist nur bei Produkten aus dem Shop möglich. Diese sind für den Kunden frei zugänglich und er kann sie einfach auf den Tresen legen. Beobachtungen haben ergeben, dass

der Angestellte durch das Scannen des Barcodes mit dem Kassenscanner dem Kunden zu verstehen gibt, dass er die Handlungsaufforderung verstanden hat.

Abklären weiterer Kaufgegenstände

Die Frage nach weiteren Kaufgegenständen erfolgt nachdem der Kunde seinen ersten Kaufgegenstand genannt hat und der Angestellte diesen in seine Kasse eingegeben hat. Häufig erfolgt dann die Frage „kommt noch was dazu?“. Diese Frage markiert das Ende der Bestimmung des ersten Kaufgegenstands.

Auszug Transkript 12:

02 K: ich krieg n päckchen von den white (xxx xxx)
03 A: alles oder kommt noch was dazu?
04 K: ääh ich krieg noch ein päckchen malboro
05 A: normale?
06 K: ja

Der Kunde erkennt durch die Frage „kommt noch was dazu“, dass er genügend Information über seinen ersten Kaufgegenstand preisgegeben hat und nun die Möglichkeit hat weitere Kaufgegenstände zu nennen. Auf diese Frage muss der Kunde antworten, entweder mit einer Verneinung oder einer Nennung weiterer Kaufgegenstände. Tut er dies nicht (was in den aufgezeichneten Gesprächen nicht der Fall war), wäre es hypothetisch möglich, dass der Angestellte dieselbe Frage erneut stellen würde.

5.1.3 Bezahlvorgang

Nennung des Rechnungsbetrags

Die Nennung des Rechnungsbetrags erfolgt durch den Angestellten. Die Äußerung des Angestellten bewirkt eine beobachtbare Handlungsreaktion des Kunden: Er gibt manchmal einen zustimmenden Laut von sich und greift nach seinem Geldbeutel oder hält dem Angestellten die EC-Karte oder Bargeld entgegen. Dadurch bestätigt er, häufig auch nonverbal, dass er den Angestellten verstanden hat.

Auszug Transkript 5:

07 A: vier euro acht cent (-) ((räuspern)) (--) zehn cent
08 vielleicht?
09 K: mhm
10 (9.4) ((Reißverschluss wird hörbar geöffnet, Geldmünzen
11 klackern aneinander))

Die Analyse legt nahe, dass eine Nennung des Rechnungsbetrags die Funktion einer Zahlungsaufforderung erfüllt. Eine Nennung des Betrags ist eigentlich nicht notwendig, da der Kunde den Betrag entweder am Kartenlesegerät oder an einem für

ihn angebrachten kleinen Bildschirm ablesen kann. Dennoch wird der Betrag im Normalfall genannt. Begründet liegt dies an der Erwartung, dass ein Angestellter den Rechnungsbetrag nennt und so den Kunden implizit zur Zahlung auffordert. Tut er dies nicht, könnte dies die Struktur des Kassengesprächs irritieren, da der genaue Bezahlszeitpunkt unklar ist.

Art des Bezahlvorgangs

Grundsätzlich ist es möglich, seine Rechnung auf drei verschiedene Arten zu begleichen: Barzahlung, Zahlung mit EC-Karte oder mit Kreditkarte. Bei der Kartenzahlung ist zu beachten, dass je nach Kartenart (also EC- oder Kreditkarte) ein anderes Kartenlesegerät verwendet werden muss. Beide Kartenlesegeräte stehen für Angestellte und Kunden zugänglich zwischen den Kassen.

Die Verständigung bei Barzahlung verläuft nonverbal. Die Beobachtungen ergaben, dass sobald der Angestellte den Rechnungsbetrag nennt, der Kunde beginnt aus seinem Geldbeutel den ausreichenden Geldbetrag herauszusuchen. Im Transkript ist dieser Vorgang nur durch das Klackern der Geldmünzen und manchmal durch die Frage des Angestellten nach Kleingeld erkennbar. Die Frage nach Kleingeld erfolgte in zwei Fällen:

Auszug Transkript 1:

06 A: sechzehn euro eins wärets dann bitte
07 K: ((grummelt))
08 A: hättet sie mir vielleicht ein cent?
09 ((klick))

Auszug Transkript 5:

07 A: vier euro acht cent (-) ((räuspern)) (--) zehn cent
08 vielleicht?
09 K: mhm

Die Angestellten hatten in beiden Fällen noch kein Geld vom Kunden erhalten bevor sie die Frage gestellt haben. Der Kunde reagiert auf die Frage unmittelbar mit einem Blick in seinen Geldbeutel. Ein Abgleich weiterer Fallbeispiele könnte ergeben, dass die Frage gestellt wird, wenn kleine Centbeträge verlangt werden oder der Angestellte wenig Wechselgeld in der Kasse hat. Es wäre auch noch zu untersuchen, ob der Kunde die Frage verneinen kann, ohne einen Blick in seinen Geldbeutel zu werfen.

Bei der Zahlung mit Geldkarten ist zu bemerken, dass diese zumeist auf Aufforderung des Kunden geschieht. Allerdings hat sich in Gesprächen mit den Angestellten ergeben, dass viele Kunden, die bargeldlos zahlen, schon ihre Karte in der Hand halten und die Angestellten daher schlussfolgern, dass sie mit Karte zahlen möchten. In den Transkripten äußert der Kunde jedoch zumeist, dass er mit Karte zahlen möchte:

Auszug Transkript 6:

05 A: zweiundsechzig zweiundneunzig bitte
06 ((klick, klick))
07 K: ec
08 A: mhm dürfen sie da rein

Die Kundenaussage, dass er mit Karte zahlen möchte, wird für den Kunden durch die Äußerung des Angestellten „da rein“, ergänzt durch einen Gestenzeit auf das entsprechende Kartenlesegerät, bestätigt. Der Angestellte zeigt so dem Kunden, dass er verstanden hat, dass der Kunde mit Karte zahlen möchte. Außerdem trifft er im Beispiel die Entscheidung selbst, ob es sich um eine EC oder Kreditkarte handelt. Er scheint also die nötige Kenntnis zu haben, Kredit- und EC-Karten optisch unterscheiden zu können. Der Kunde erkennt durch die Handlungen des Angestellten, zum einen, dass er verstanden wurde, und zum anderen welches Kartenlesegerät er benutzen soll.

Bezahlvorgang

Nun kann der eigentliche Bezahlvorgang stattfinden. Alle Voraussetzungen, damit der Kunde bezahlen kann, wurden abgeklärt. Mit der Durchführung der Bezahlung bestätigen die Interaktionspartner wechselseitig, dass sie alle hierfür nötigen Informationen, d.h. Art des Kaufgegenstandes und Art des Bezahlers richtig verstanden haben. Der Akt des Bezahlers erfolgt schweigend. Ausgehend von einem gesprächsanalytischen Ansatz ist dieses Schweigen aber nicht *nichts*, sondern hat Bedeutungsgehalt (vgl. Bergmann, 1988b, p. 5). Phasen des Schweigens treten auf, wenn der Kunde sein Geld heraussucht, etwas in das Kartelesegerät eintippt, Belege ausgedruckt werden oder die Angestellte Wechselgeld heraussucht. Es handelt sich daher nicht um ein Schweigen, das eine Störung der Interaktion darstellt, sondern um ein für die Phase des Bezahlers typisches schweigendes Warten.

Rückgabe von Wechselgeld oder der Geldkarte

An die Äußerung der Rückgabe der Geldkarte bzw. des Wechselgeldbetrags wird häufig direkt die Frage nach dem Kassenbeleg angehängt.

Auszug Transkript 5:

13 A: und sechzehn zurück dankeschön kassenbeleg?
14 K: nee

Grund hierfür könnte sein, dass der Angestellte keine Antwort auf die Handlung der Rückgabe verlangt. Die einzige mögliche Antwort des Kunden ist „danke“ und erfolgt nur, wenn die Rückgabe verbalisiert ist, aber keine Frage direkt angestellt wird.

Auszug Transkript 6:

14 A: so ihre karte
15 K: danke

Wird die Handlung der Rückgabe verbalisiert, verlangt dies scheinbar eine Schließung. Die Danksagung des Kunden kann als Bestätigung gesehen werden, dass die Karte erhalten wurde. Ein Übergehen der Kundenantwort ist allerdings dann möglich, wenn die Rückgabe nicht verbalisiert wird, da es die Sinnhaftigkeit der Interaktion nicht stört. Der Kunde nimmt in allen Fällen die Rückgabe an. Diese Handlung ist für den Angestellten ausreichend, um seine Äußerung oder auch die nicht-verbalisierte Handlung der Rückgabe bestätigt zu sehen. Würde der Kunde nicht mit der Rückgabe einverstanden sein, würde er dies äußern und die Rückgabe zurückgeben. In den Beobachtungen hat sich darüber hinaus gezeigt, dass die meisten Kunden ihr Rückgeld nicht nähergehend betrachten. Manche blicken flüchtig darauf, die meisten aber werfen es sofort ins Portemonnaie. Es wäre interessant zu beobachten, ab wann, beispielweise bei auffallend zu viel oder zu wenig Rückgeld, sich dieses Verhalten ändert.

Kassenbeleg

Die Frage, ob der Kunde einen Kassenbeleg benötigt, wird häufig auch als Aussage formuliert und eine Verabschiedung wird angehängt:

Auszug Transkript 2:

26 A: und dr beleg dazu scheens [wochenende]

Wie im vorher besprochenen Fall der Rückgabe zeigt der Kunde seine Antwort durch eine Handlung an. Wenn der Kunde keinen Beleg benötigt oder ihn zumindest nicht mitnehmen will, nimmt er ihn nicht an. Daher wäre es auch möglich, dass die

Belegübergabe nicht verbalisiert wird. Dennoch wird sie es aber fast immer, was darauf hinweisen könnte, dass die Frage nach dem Beleg den Bezahlvorgang eindeutig beendet.

5.1.4 Verabschiedung

Die Verabschiedung kann vom Angestellten oder vom Kunden eingeleitet werden. Von Angestelltenseite aus wird sie häufig durch den Wunsch „schönen Tag“ ergänzt. Dies könnte auf das geforderte freundliche Verhalten der Angestellten verweisen. In keinem der Transkripte bleibt die Verabschiedung vollständig aus. Sie ist demnach ein für das Kassengespräch notwendiges Element, welches aufzeigt, dass die Interaktion nun beendet ist. Die Verabschiedung wird auch immer erwidert. Erfolgt die Erwidern durch den Kunden, befindet sich dieser häufig schon auf dem Weg zum Ausgang.

5.2 **„Fehler“ in der Struktur: Auslassungen**

Im Gegensatz zu einer Unterhaltung ist ein Kassengespräch eine sehr strukturierte Art der Kommunikation. Die Interaktionspartner wissen, welche Fragen sie stellen müssen (Angestellte) bzw. welche Antworten sie geben müssen (Kunden). Der Ablauf der Handlungen ist so selbstverständlich, dass mehr Auslassungen als in einem normalen Gespräch stattfinden ohne das Gelingen des Kassengesprächs zu gefährden. So ist es auch möglich, dass eine Antwort des Kunden erfolgt, ohne dass überhaupt eine Frage gestellt wird. Dies wäre beispielsweise der Fall, wenn der Kunde unaufgefordert sagt, dass er mit EC-Karte bezahlen möchte.

„Sinnvolle“ Auslassungen gefährden daher keineswegs das Gelingen des Kassengesprächs. Nicht-auslassbar sind die Strukturelemente, die anzeigen, dass das Gespräch beginnt, was gekauft werden soll, der Betrag nun gezahlt werden muss und das Gespräch beendet wird. Ein sehr verkürztes, aber dennoch sinnvolles Kassengespräch kann daher so aussehen:

Transkript 10:

```
01 A: so hallo
02 K: hallo (-) nummer sechs
03 A: mhm (-) fünfzehn euro [(6.0) und fünf] zurück
04                                     [((piepsen)) ((Kassengeräusche)) ]
05 K: ade
06 A: tschüss
```

Trotz der kurzen Zeitspanne können alle verkaufsrelevanten Fragen geklärt werden. Ethnomethodologisch begründet liegt dies daran, dass die Äußerungen indexikalisch sind. Sie sind „situationsabhängige Referenzmittel“ (Bergmann, 1988c, p. 34) und werden erst durch den Rückgriff auf den Kontext sinnvoll.

Es besteht auch immer für beide Seiten die Möglichkeit, bei Bedarf Auslassungen zu erfragen. So kann der Kunde beispielsweise fragen „Kann ich noch den Beleg haben?“ oder der Angestellte kann produktspezifische Fragen stellen, falls ihm die Angaben des Kunden zum Kaufgegenstand nicht genügen.

Auffallend bei den Kassengesprächen ist außerdem, dass die beobachteten Handlungen Äußerungen bestätigen. Dies kann auf Kundenseite so aussehen, dass er nach seinem Geldbeutel greift, wenn der Angestellte den Rechnungsbetrag nennt. Ein Beispiel den Angestellten betreffend wäre das Eintippen des Kaufgegenstands in die Kasse. Durch ihre Handlungen bestätigen beide, dass sie die Äußerung oder die Handlung des Interaktionspartners verstanden haben. Diese Handlungen können von Äußerungen begleitet werden, benötigen diese aber nicht.

6 Fazit

Wie lässt sich abschließend die eingangs gestellte Frage, was beim Kassengespräch passiert, beantworten? Zusammenfassend lässt sich zunächst feststellen, dass sich das Kassengespräch als sehr strukturiert und verkürzt darstellt. Diese Struktur wird sowohl vom Angestellten und als auch vom Kunden aufrecht gehalten. Die entscheidende Leistung von Kunde und Angestellten ist, sich wechselseitig zu signalisieren, wann das Gespräch beginnt, welche Kaufgegenstände von Bedeutung sind, wann gezahlt werden muss und wann das Gespräch zu Ende ist.

Für die Signalisierung des Gesprächsbeginns haben Bewegungen und Blicke eine große Bedeutung. Der Kassbereich ist als Markierung zu verstehen. Durch die Bewegung des Kunden in diesen Bereich und das Anblicken des Angestellten, weiß dieser, dass er nun das Gespräch beginnen muss.

Im Gespräch selbst ist die Verständigung auf den Kaufgegenstand von maßgeblicher Bedeutung. Hierfür müssen Kunde und Angestellter dasselbe Verständnis von indexikalen Verweisen der Produktbezeichnungen haben. Dies gilt beispielsweise für das Verständnis der Kundenaussage „vier“. Des Weiteren wird eine Produktbezeichnung

vom Angestellten als Aufforderung verstanden, dass der Kunde dieses Produkt erwerben bzw. bezahlen möchte. Ist der indexikale Verweis für den Angestellten nicht deutlich genug, besitzt er die Fähigkeit, diesen zu erfragen. Der Angestellte weiß, welche Informationen er vom Kunden benötigt. Je nach Produkt stellt er unterschiedliche Fragen, um möglichst schnell das korrekte Produkt abzukassieren. Meistens ist die Erfragung aber nicht notwendig, da Kunde und Angestellte dieselben Begriffe zur Bezeichnung der Produkte nutzen. So müssen beide beispielsweise wissen, was ein ‚normaler‘ Kaffee oder ‚normale‘ Marlboro Zigaretten sind.

Eine aktive Erfragung bzw. Gesprächsführung durch den Angestellten kann auch unnötig sein, da der Kunde unbewusst die Struktur des Kassengesprächs kennt und so die Möglichkeit besitzt, dem Angestellten Aussagen vorwegzunehmen. Dies ist nicht nur im Bezug auf die Frage nach dem genauen Produkts so, sondern ist auch an anderen Stellen, beispielsweise bei der Nennung der Art des Bezahlvorgangs durch den Kunden, möglich. Es ist dann die Aufgabe des Angestellten diese Vorwegnahmen zu bestätigen.

Solche Bestätigungen können durch Äußerungen, aber auch Handlungen erfolgen. Weder Angestellter noch Kunde benötigen für jede seiner Äußerungen eine verbalisierte Bestätigung. Bestätigende Handlungen, wie z.B. dass der Kunde Geld aus seinem Portemonnaie nimmt um anzuzeigen, dass er die Nennung des Rechnungsbetrags durch den Angestellten als Zahlungsaufforderung verstanden hat, reichen aus.

Die Selbstverständlichkeit des Gesprächs zeigt sich auch darin, dass der Angestellte, wenn er es für sinnvoll hält, manche Sequenzen auslassen kann. So fragt er den Kunden nicht in jedem Gespräch, ob er einen Kassenbeleg möchte. Diese Verkürzung könnte in der Kundenerwartung des schnellen Bedienens begründet liegen. Der Angestellte geht davon aus, dass der Kunde im Falle eines Bedarfs äußern wird, dass er noch einen Beleg möchte. Dies kann er voraussetzen, da das Kassengespräch auch für den Kunden eine so ‚alltägliche‘ Situation ist, dass er weiß, dass hier ein Kassenbeleg erhältlich ist. Möchte er einen, kann er dies äußern und irritiert so die Situation zwar kurz, aber der Angestellte kann diese durch eine darauffolgende Aushändigung und eventuelle Entschuldigung wiederherstellen. Eine solche Auslassung hat demnach keine Konsequenzen für das Gelingen der Situation.

Diese gesprächsanalytischen Betrachtungen des Kassengesprächs haben gezeigt, dass es notwendig ist, dass beide Interaktionspartner die Situation kennen und ihr Wissen um die Ordnung der sozialen Wirklichkeit einsetzen. Aus dem Kontext gerissen macht ein Kassengespräch an der Tankstelle wenig Sinn, insbesondere dann, wenn man sich nur auf die verbalen Äußerungen beschränkt. Was an der Tankstellenkasse passiert, ist die gemeinsame Leistung, unter Nutzung von unbewussten Wissen, das Gespräch zum Gelingen zu bringen und somit den Kauf abzuschließen.

Die Analyse des scheinbar so banalen Tankstellengesprächs hat gezeigt, was in diesen Gesprächen von den Interaktionspartnern geleistet wird. Betrachtet man dies, ist man geradezu erstaunt, was man unbewusst leistet, wenn man doch eigentlich nur ‚schnell mal tanken‘ will.

Literatur

Button, Graham & Wes Sharrock (2011). Engineering investigations. What is made visible in making work visible. In Szymanski, Margaret H. & Jack Whalen (Eds.), *Making work visible: ethnographically grounded case studies of work practice*. (pp. 34-50). Cambridge: University Press.

Bergmann, Jörg R. (1988a). *Ethnomethodologie und Konversationsanalyse. Kurseinheit 1*. Hagen: Fernuniversität.

Bergmann, Jörg R. (1988b). *Ethnomethodologie und Konversationsanalyse. Kurseinheit 2*. Hagen: Fernuniversität.

Bergmann, Jörg R. (1988c). *Ethnomethodologie und Konversationsanalyse. Kurseinheit 3*. Hagen: Fernuniversität.

Bergmann, Jörg R. (1995). Konversationsanalyse. In Uwe Flick (Ed.), *Handbuch qualitativer Sozialforschung. Grundlagen, Konzepte, Methoden und Anwendungen* (pp. 213-216). Weinheim: Beltz.

Bergmann, Jörg R. (2005). Studies of Work. In: Felix Rauner (Hg.) *Handbuch der Berufsbildungsforschung*. (pp. 2-9). Bielefeld: Bertelsmann.

Deppermann, Arnulf (2000). Ethnographische Gesprächsanalyse: Zu Nutzen und Notwendigkeit von Ethnographie für die Konversationsanalyse. *Gesprächsforschung-Online-Zeitschrift zur verbalen Interaktion*, 1, 96-124.

Hausendorf, Heiko (2010). Interaktion im Raum. Interaktionstheoretische Bemerkungen zu einem vernachlässigten Aspekt von Anwesenheit. In Deppermann, Arnulf (Ed.), *Sprache intermedial : Stimme und Schrift, Bild und Ton*. (pp. 162-197). Berlin [u.a.]: de Gruyter.

Merritt Marilyn (1975). On questions following questions on sevice encounters. *Language and Society*, 5, 315-357.

Nelson, Christian Kjaer (1994). Ethnomethodological positions on the use of ethnographic data in conversation analytic research. *Journal of contemporary ethnography*, 23 (3), 307-329.

Seltin, Margret et al. (2009). Gesprächsanalytisches Transkriptionssystem 2 (GAT 2). *Gesprächsforschung - Online-Zeitschrift zur verbalen Interaktion*, 10, 353-402.

Anhang

Transkriptionssystem

Die Gespräche wurden weitgehend nach den GAT2-Kriterien des Minimaltranskripts transkribiert (Seltin et al. (Eds.), 2009, p. 391). Ich halte dies für ausreichend, da ich bei der Analyse die entsprechenden Audioaufnahmen parallel nutzte. Für ein besseres Verständnis der Transkripte möchte ich nun kurz in die wichtigsten Konventionen des GAT2-Systems einführen:

Transkript 5:

```
01 A: hallo
02 K: hallo
03 (2.0) ((pieps, pieps))
04 A: die zwei sachen?
05 K: genau
06 ((klick))
07 A: vier euro acht cent (-) ((räuspern)) (-- ) zehn cent
08 vielleicht?
09 K: mhm
10 (9.4) ((Reißverschluss wird hörbar geöffnet, Geldmünzen
11 klackern aneinander))
12 A: dankeschön
13 K: bitteschön
14 (7.8) ((Geldstücke fallen in die Kasse, Beleg wird
15 ausgedruckt))
16 A: und sechzehn zurück dankeschön kassenbeleg?
17 K: nee
18 A: dann noch nen schönen sonntag
19 K: dankeschön
20 (3.0) ((reißverschluss wird geschlossen))
21 K: ts[chüss] (( Absätze klackern))
```

22 A: [tschüss]

Außersprachliche Geräusche, wie das Piepsen des Warencanner wurden in doppelte Klammern gesetzt (vgl. Zeile 03 ((pieps))). Gesprächsüberlappungen wurden in eckige Klammern gesetzt und die entsprechenden Passagen untereinander aufgeführt (vgl. Zeile 18/19). Für Gesprächspausen wurden folgende Konventionen angewendet (vgl. Seltin et al. (Eds.), 2009, p. 391):

- (.) sehr kurze Pause bis ca. 0.2 Sek. Dauer
- (-) kurze geschätzte Pause von ca. 0.2-0.5 Sek. Dauer
- (--) mittlere geschätzte Pause von ca. 0.5-0.8 Sek. Dauer
- (---) längere geschätzte Pause von ca. 0.8-1.0 Sek. Dauer

Längere Pausen wurden gemessen und in runde Klammern gesetzt (vgl. Zeile 03/09/17). In anderen Transkripten wurde noch <<lachend> > genutzt, um ein Lachen zu beschreiben, welches andauerte und evtl. von Äußerungen oder anderen Geräuschen begleitet wurde (vgl. (T1)). Außerdem sei noch bemerkt, dass unverständliche Silben mit x in runden Klammern oder, bei ganzen Wörtern, mit ((unverständlich)) gekennzeichnet wurden (vgl. (T9)). Zuletzt muss noch darauf verwiesen werden, dass, um dem Leser das Verstehen der Transkripte zu erleichtern, Fragezeichen ergänzt wurden, wenn die Intonation nach oben geht.

Transkripte der Kassengespräche

Kassengespräch 1

Datum: 08.12.2012

01 K: hallo
02 (3.6)
03 A: hallo
04 K: <<lacht> 1.2> vier
05 ((tip, tip))
06 A: sechzehn euro eins wärets dann bitte
07 K: ((grummelt))
08 A: hättest sie mir vielleicht ein cent?
09 ((klick))
10 K: moment (.) muss gucken (3.7) zwei hab i
11 A: dankeschön ((klicken, Münzen klackern)) beleg dazu?
12 K: nein
13 A: dankeschön
14 ((klicken)) (2.9)

15 A: scheens wochenende wünsch i ihnen dann no
16 K: danke tschüss
17 A: tschüüss

Kassengespräch 2

Datum: 08.12.2012

01 K: was für a arbeit machet sie?
02 X: a bachelor arbeit
03 A: hallo
04 K: ach so ((lacht))
05 A: die nummer acht ge?
06 K: ja
07 ((klick, klick))
08 A: dreißig euro bitte
09 ((klick))
10 (6.1)
11 A: dankeschön
12 ((klick, klick, klick))
13 K: dann nehm i dann au no son schläck ((Anm. bedeutet
14 Süßigkeit))au no
15 A: geht des dazu-u oder extra?
16 K: wie?
17 A: dazu oder extra?
18 K: derzu (-) derzu ((klick, klick))
19 (7.2) ((piepsen, klicken, Beleg wird gedruckt))
20 A: hend sie en euro vielleicht nochmal?
21 K: mal gucken (4.8) ((Geldmünzen klackern)) hab i
22 A: mhm
23 (1.8) ((Geldmünzen klackern))
24 A: dann sinds zwanzig elf zurück [dankeschön]
25 K: [okay]
26 A: und dr beleg dazu scheens [wochenende]
27 K: [wünsch i ihnen au]
28 A: danke ((klick))
29 K: tschüssi
30 A: tschüss

Kassengespräch 3

Datum: 08.12.2012

((Kunde steht in Warteschlange als er angesprochen wird))

01 A: kommen sie bitte an die kasse?
02 (4.2) ((tippen, klicken))
03 A: kommt no was dazu?
04 K: des isch alles
05 A: den kontrollieren no?
06 K: genau
07 (3.9) ((etwas wird ausgedruckt))
08 A: dreiundfünfzig fünfzig hend sie gewonnen
09 K: ehrlich?
10 A: möchtetet sies wieder mitnehma oder darf i ihn wegschmeißen?
11 K: den beleg sollt i haben ja
12 A: dann geb ich ihnen jetzt einfach alles mal mit

13 (3.5) ((Geräusche))
14 A: soll ichs voneinander abziehen?
15 K: (--) des könn mer machen (.) ja
16 (17.2) ((rascheln, klicken, Kassenschublade springt auf))
17 A: so (.) kassenzettel au?
18 K: brach i ned (.) alles klar (2.8) ned das i nächste woche bei
19 youtube oder sonst irgendwo ((lacht))
20 X: nein
21 K: <<lachend> alles klar >
22 X: ich kann ihnen au a [datenschutzerklärung geben]
23 K: [alles klar] ne passt scho [tschau]
24 A: [scheena]
25 abend]

Kassengespräch 4

Datum: 08.12.2012

((Beginn des Gesprächs wurde nicht aufgenommen))

01 A: zehn euro wärens dann bitte
02 (6.4)
03 K: habs aber net kleiner
04 A: koi problem
05 (6.7)
06 K: führen sie strichliste wie viel männer sagen (.) wieviel
07 frauen sagen son scheiß?
08 X: nein
09 K: nicht (.) okay
10 X: alles egal
11 (5.8)
12 A: <<lachend> sorry> en beleg dazu?
13 K: ne danke
14 X: danke au
15 ((Kassenschublade knallt zu))
16 A: schöna abend wünsch ich [ihnen]
17 K: [ebenso] (-) ciao

Kassengespräch 5

Datum: 09.12.2012

01 A: hallo
02 K: hallo
03 (2.0) ((pieps, pieps))
04 A: die zwei sachen?
05 K: genau
06 ((klick))
07 A: vier euro acht cent (-) ((räuspern)) (--) zehn cent
08 vielleicht?
09 K: mhm
10 (9.4) ((Reißverschluss wird hörbar geöffnet, Geldmünzen
11 klackern aneinander))
12 A: dankeschön
13 K: bitteschön
14 (7.8) ((Geldstücke fallen in die Kasse, Beleg wird

15 ausgedruckt))
16 A: und sechzehn zurück dankeschön kassenbeleg?
17 K: nee
18 A: dann noch nen schönen sonntag
19 K: dankeschön
20 (3.0) ((reißverschluss wird geschlossen))
21 K: ts[chüss] ((Absätze klackern))
22 A: [tschüss]

Kassengespräch 6

Datum: 09.12.2012

01 A: hallo
02 K: hallo
03 A: nummer sieben?
04 K: die nummer sieben natürlich
05 A: zweiundsechzig zweiundneunzig bitte
06 ((klick, klick))
07 K: ec
08 A: mhm dürfen sie da rein
09 (9.0) ((unverständliche Gespräche im Hintergrund))
10 ((pieps))
11 A: geheimzahl und bestätigen bitte
12 (7.8) ((tippen)) ((unverständliche Gespräche im Hintergrund))
13 ((Beleg wird ausgedruckt))
14 A: so ihre karte
15 K: danke
16 ((Papier raschelt))
17 A: und der beleg dazu
18 K: tschüss scheena tag
19 A: scheena sonntag no tschüss
20 ((klick))

Kassengespräch 7

Datum: 09.12.2012

01 A: hallo
02 K: mit moderner technik (.) nummer fünf
03 ((pieps, pieps))
04 A: achtundfünfzig vierunddreißig auf karte?
05 K: ja
06 A: jae einmal da rein
07 (9.8) ((Hintergrundgeräusche, weiteres Verkaufsgespräch))
08 ((tippen))
09 A: wie heißt des thema (-) wie heißt denn des thema?
10 X: ähm zeitdruck bei angestellten einer tankstelle ((Beleg wird
11 ausgedruckt))
12 K: okay des kann ich mir gut vorstellen
13 A: karte könntet sie rausholen ihren kassebeleg und scheena
14 sonntag wünsch ich
15 K: danke auch
16 A: ja dankeschön tschüss

Kassengespräch 8

Datum: 09.12.2012

01 K: kann ich nen kaffee haben?
02 A: jaaa nen großen nen kleinen? [kl]
03 K: [kleinen]
04 A: ganz normalen kaffee?
05 K: ja
06 A: zum mitnehmen?
07 K: nein hier
08 (2.1)
09 A: einssiebzig bitte
10 (9.7)
11 ((Geldmünzen klackern))
12 A: vielen dank
13 <<Klicken der Kasse, Geldmünzen klackern> 4.6>
14 K: ((hustet))
15 A: dreißig zurück
16 K: dankeschön
17 A: brauchen sie en kassabeleg?
18 K: ne dankeschön

Kassengespräch 9

Datum: 16.12.2012

01 K: hallo
02 A: hallo
03 K: einmal ((unverständlich))
04 A: (5.0) mittwoch oder Samstag?
05 K: samstag
06 A: samstag
07 K: (xxx xxx)
08 A: (xxx xxx xxx) passiert kein Problem (4.0) kommt noch was
09 dazu?
10 K: des wär alles
11 A: drei euro fünfunddreißig piepen/rascheln (11.0)
12 fünfundachtzig cent zurück den beleg dazu?
13 K: brauch ich nicht
14 A: bitteschön
15 K: dankeschön
16 A: schönen tag noch und gute fahrt

Kassengespräch 10

Datum: 23.12.2012

01 A: so hallo
02 K: hallo (-) nummer sechs
03 A: mhm (-) fünfzehn euro [(6.0) und fünf] zurück dankeschön
04 [(piepsen)] ((Kassengeräusche))]
05 K: ade
06 A: tschüss

Kassengespräch 11

Datum: 16.12.2012

((A bedient einen Stammkunden und fordert den anderen Angestellten E auf, ihr zu helfen.))

01 A: kriegsch nen milchkaffee auch?
02 K: ja genau wie immer
03 A: machst du jetzt bitte den milchkaffee E?
04 E: ok
05 K: und wie immer einmal die bohnen
06 A: ohne kakaopulver
07 K: ja ich sags extra nochmal dazu (xxx)
08 A: ((piepsen))(4.0) kommt sonst noch was dazu?
09 K: [unverständliche Unterhaltung beginnt]

Kassengespräch 12

Datum: 16.12.2012

01 A: servus
02 K: ich krieg n päckchen von den white (xxx xxx)
03 A: alles oder kommt noch was dazu?
04 K: ääh ich krieg noch ein päckchen malboro
05 A: normale?
06 K: ja
07 A: willst du ein feuerzeug für neunundneunzig cent auch noch?
08 K: äähm (3.0)
09 A: ja
10 K: ja ich hab eins danke
11 A: du hast nämlich gerade schon so ausgesehen
12 K: ja normalerweise hab ich auch nie eins dabei
13 A: aha (3.0) kassenzettel brauchsch?
14 K: ah nee danke

Kassengespräch 13

Datum: 16.12.2012

01 A: hi
02 ((piepsen))
03 K: hi hallo
04 ((piepsen))
05 A: so kommt no was bei dir dazu?
06 ((mehrfache piepsen))
07 K: ne des wär dann alles
08 ((piepsen))
09 A: (--) ok sechzehn sechundneunzig
10 K: mit karte bitte
11 ((Piepsen))
12 A: ok
13 ((mehrfaches piepsen))(2.5)
14 A: bitteschön (---) sobalds piept dann eingeben
15 K: mhm

16 (3.0) ((hupen)) ((piepsen))
17 K: tschau
18 A: tschüss
19 ((tippgeräusche)) (5.5) ((piepsen))
20 A: kassenzettel dazu?
21 K: ja bitte
22 A: ok
23 K: danke[tschau]
24 A: [tschau]
25 K: n schönen abend no
26 A: ebenso und no ne gute fahrt
27 K: danke

Kassengespräch 14

Datum: 16.12.2012

01 A: Hallo
02 K: <<lachend > hi > schachtel lm für sechs
03 A: rote?
04 K: ja
05 A: (2.0) haben sie getankt au?
06 K: nein ich steh ich steh beim [lkw diesel]
07 [piepsen]
08 A: sieben euro vierundsechzig
09 ((rascheln)) ((piepsen)) ((Münzen fallen in die Kasse))
10 K: kassenzettel?
11 K: ne
12 A: bitteschön
13 K: danke
14 A: schönen Sonntag wünsch ich [ihnen dann] no
15 K: [danke gleichfalls]

Luisa Merz

Die praktische Tätigkeit des Familienstellens

Zur Autorin

Luisa Merz absolvierte ihr Bachelorstudium der Soziologie (Hauptfach) und der Wirtschaftswissenschaften (Nebenfach) an der Universität Konstanz mit den Schwerpunkten qualitative Sozialforschung, Familiensoziologie und Arbeitssoziologie. Aktuell ist sie Studentin der Soziologie an der Universität Heidelberg im Studiengang Master of Arts mit dem Forschungsschwerpunkt „Gesellschaftsstruktur und -entwicklung“. Ihr eigenes Forschungsinteresse liegt in den Bereichen Familie, Arbeit und Gesundheit. Kontakt: merzluisa@gmail.com

Abstract

Die vorliegende Arbeit untersucht die Kompetenzen eines Familienaufstellers,¹ die beim Vollzug seiner Arbeit sichtbar werden. Dazu werden audiovisuelle Daten nach dem Forschungsansatz der 'Studies of Work' analysiert. Anhand der sequenzanalytischen Untersuchung der Hauptphasen einer spezifischen Familienaufstellung werden die Praktiken des Aufstellungsleiters² identifiziert, in welchen sich vier Kernkompetenzen des Leiters einer Familienaufstellung manifestieren: Direktion, Autorität, Ritualisierung und Vertrauen. Die Reflexion der Aussagekraft der Ergebnisse zeigt jedoch auf, dass weitere Forschungen notwendig sind, die mehrere einzelne Aufstellungen sowie verschiedene Aufstellungsleiter in die Analyse miteinbeziehen.

¹ Aus Gründen der Lesbarkeit wird auf die explizite Darstellung der männlichen und weiblichen Form verzichtet. Generell werden geschlechtsneutrale Formulierungen verwendet. Wo dies nicht möglich war, wird nur die männliche Form verwendet. Alle Aussagen beziehen sich aber auf Männer und Frauen gleichermaßen, wenn sich nicht logisch eindeutig eine Geltung nur für Männer ergibt.

² Im Folgenden werden die Begriffe Aufstellungsleiter, Leiter, Therapeut, Familienaufsteller und Aufsteller der Literatur folgend synonym verwendet.

1 Einleitung

In einem Interview zum Thema Familienaufstellungen fragte sich Jochen Schweitzer, Professor am Heidelberger Institut und Vorsitzender der Deutschen Gesellschaft für Systemische Therapie, Beratung und Familientherapie (DGFS): "Kann man eine relativ einfache Beschreibung dessen finden, was Aufstellungsarbeit tut und warum man glaubt, wie sie wirkt. Eine Beschreibung, die möglichst auf Hintergrundannahmen verzichtet und bei den Phänomenen bleibt" (Koch, 2013, p. 85). Die Familienaufstellung als therapeutische Methode zeichnet bisher nur ein unklares Bild. Dies liegt vor allem an den Vorgehensweisen der Aufstellungsleiter, die sich sehr voneinander unterscheiden und für die es keine klaren Richtlinien gibt. Aufgrund der fehlenden Vereinheitlichung und Formalisierung, mit denen sich die Arbeit des Familienstellens konfrontiert sieht, besteht die Notwendigkeit der näheren Untersuchung dieses Berufsbildes, welcher sich die vorliegende Arbeit widmet. Im Folgenden wird deshalb eine beispielhafte Familienaufstellung nach dem ethnomethodologischen Forschungsansatz der 'Studies of Work' untersucht, um die Frage zu beantworten, welche Praktiken und Kompetenzen die Tätigkeit des Familienstellens ausmachen.

Dazu werden zunächst der Untersuchungsgegenstand der Aufstellungsarbeit und die daraus abgeleitete Forschungsfrage beleuchtet. Daraufhin werden der Forschungsansatz der 'Studies of Work' und das methodische Vorgehen vorgestellt. Im anschließenden Kapitel werden die Analyse und ihre Ergebnisse in zwei Schritten präsentiert: Nachdem die Praktiken identifiziert werden, derer sich der Therapeut bedient, um seine Arbeit durchzuführen, werden diese zu den Kernkompetenzen der Aufstellungstätigkeit zusammengefasst. Abschließend werden die Aussagekraft dieser Ergebnisse reflektiert und notwendige Ansatzpunkte für weitere Forschungen daraus abgeleitet.

2 Untersuchungsgegenstand und Forschungsfrage

Die Familienaufstellung bezeichnet einen systemischen Therapieansatz, bei dem durch die räumliche Anordnung von Familienbeziehungen unbewusste

Verstrickungen innerhalb der Familie, die sich auf das persönliche Leben der Patienten³ auswirken, aufgedeckt und gelöst werden sollen. Familienaufstellungen finden meist im Rahmen eines Gruppensettings statt, bei dem 15 bis 30 fremde Menschen zusammenkommen, um zu erfahren, wie ihre gegenwärtigen und vergangenen Familienbeziehungen ihr aktuelles persönliches Leben gestalten. Dazu beschreibt der jeweilige Patient sein Anliegen oder 'Problem', woraufhin der Aufsteller entscheidet, ob die Gegenwarts- oder Herkunftsfamilie des Patienten aufgestellt wird. Der Patient wählt dann Stellvertreter für relevante Mitglieder seiner Familie aus den übrigen Gruppenmitgliedern aus und stellt sie so im Raum auf, dass sie bezüglich der Distanzen und Blickrichtungen so zueinander in Beziehung stehen, wie es dem Bild des Patienten über seine Familie entspricht. Nach der Aufstellung der Stellvertreter nimmt der Patient wieder Platz und ist für den restlichen Verlauf lediglich Beobachter des Geschehens (vgl. Schäfer, 2000, p. 26; Sax et al., 2010, pp. 63 f.; Ulsamer, 2001, p.19; Weinhold & Schweitzer, 2012, pp. 321 f.).

Stattdessen übernimmt der Therapeut die Leitung der Familienaufstellung. Er ändert die Aufstellung solange durch Umpositionierung, Ergänzung durch weitere Personen und Lösung von Konflikten durch rituelle Gesten und Sprechakte, bis er eine räumliche Ordnung findet, bei der sich jeder Stellvertreter an seinem Platz wohl fühlt. Der Aufsteller orientiert sich währenddessen ausschließlich an den verbalen und nonverbalen Reaktionen der Stellvertreter (Schäfer, 2000, p. 28). Die Reaktionen der Stellvertreter beruhen nach dem Ansatz der Familienaufstellung auf dem Wirken von übergeordneten Kräften, welche deshalb auf die Stellvertreter ausstrahlen, weil "[u]nsere Familie [...] ein so machtvolles System [ist], daß seine Darstellung in der Dimension des Raumes es auch anderen Menschen gestattet, sich in die Dynamik dieser Familie einzufühlen" (ebd., p. 36). Am Ende der Aufstellung nimmt der Patient meist den Platz seines Stellvertreters ein, um das Lösungsbild sowie die dazugehörigen Gefühle und Einsichten aufzunehmen und es auf die Gestaltung seines gegenwärtigen Lebens einwirken

³ Im Folgenden wird aus praktischen Gründen die Bezeichnung 'Patient' für diejenigen verwendet, die ihre Familie aufstellen, auch wenn es sich bei diesen Personen nicht grundsätzlich um Patienten im Sinne von Personen in ärztlicher oder psychotherapeutischer Behandlung handelt.

zu lassen (vgl. Schäfer, 2000, p. 28; Ulsamer, 2001, p. 20; Weinhold & Schweitzer, 2012, pp. 321 ff.).

Im deutschsprachigen Raum gibt es heute über 2000 selbstständige Anbieter von derartigen Familienaufstellungen (Haas, 2005, p. 12) aus unterschiedlichen Berufsgruppen wie Psychiatern, Ärzten, Psychotherapeuten, Heilpraktikern, Sozialarbeitern, Lehrern und Lebensberatern, die ihr Wissen aus den zahlreichen Lehrvideos, Büchern und anderen Materialien beziehen oder die Arbeit bei einem der vielen Weiterbildungsseminare erlernen (Ulsamer, 2001, pp.10 f.). All diese Aufstellungsleiter haben ihre eigene Vorgehensweise, da sie die Rahmenbedingungen der Aufstellung unterschiedlich gestalten und bestimmte Lieblingssätze oder –rituale verwenden (ebd., pp. 13 f.). Eine einheitliche Festlegung auf die Kriterien oder ein klares Bild des Berufes des 'Familienaufstellers', das diese erfüllt, gibt es bis heute nicht.

Diese Unklarheit über das Vorgehen bei Familienaufstellungen macht es notwendig, die Arbeit des Familienaufstellers kennenzulernen; denn "Familienaufstellungen sind [...] ein sehr machtvoll Instrument, dessen Handhabung große Kompetenz voraussetzt" (Weber, 2000, p. 37). Aufgrund dessen wird in der vorliegenden Arbeit untersucht, welches diese Kompetenzen sind, die die Aufstellungsarbeit ausmachen. Um sich diesem Untersuchungsziel anzunähern, werden Antworten auf die Fragen gesucht, was den Familienaufsteller zu eben diesem macht, welche Kompetenzen des Aufstellers in seiner Tätigkeit zum Vorschein kommen und welche Verfahren er anwendet, um eine Aufstellung erfolgreich zu leiten. Kurz gesagt: Wie handelt der Leiter einer Familienaufstellung, um diese Tätigkeit als solche hervorzubringen?

3 Methodisches Vorgehen

Um die Arbeit des Familienaufstellers als praktische Tätigkeit zu untersuchen, wird hier der Forschungsansatz der 'Studies of Work' angewendet. Die 'Studies of Work' stellen einen Ansatz dar, der Mitte der 70er Jahre durch Harold Garfinkel zur Untersuchung von Kompetenzen und Praktiken, die bei Arbeitsprozessen zum Einsatz kommen, begründet wurde und sich neben der Konversationsanalyse als

zweite wichtige Weiterentwicklung des ethnomethodologischen Forschungsprogramms etablierte (Bergmann, 2000, p. 130). Der Begriff der 'Studies of Work' bezeichnet "das Bemühen, über die genaue Erfassung, Beschreibung und Analyse von realen Arbeitsvollzügen die situativen verkörperten Praktiken zu bestimmen, in denen sich die für diese Arbeit spezifischen Kenntnisse und Fertigkeiten materialisieren" (Bergmann, 2005, p. 639). Im Konkreten geht es folglich um die Untersuchung der Kompetenzen, die die Vertreter einer Profession besitzen und in ihren Handlungen umsetzen, um ihre Arbeit erfolgreich auszuführen. Den Gegenstand der 'Studies of Work' stellt damit das "verkörperte Wissen" (ebd., p. 639) dar, das für die Ausführung einer beruflichen Tätigkeit konstitutiv ist.

Zur Untersuchung der praktischen Tätigkeit des Aufstellungsleiters werden im Folgenden Ausschnitte von audiovisuellen Aufzeichnungen einer beispielhaften Familienaufstellung analysiert, welche während einer teilnehmenden Beobachtung eines fünftägigen Aufstellungsseminars angefertigt wurden. Durch sequenzanalytisches Vorgehen wird die Verfahrensweise des Aufstellungsleiters bei der Eröffnung und der Beendigung der Familienaufstellung sowie bei den Übergängen zwischen den einzelnen Phasen der Aufstellung analysiert, da an diesen Stellen die Arbeitsschritte des Aufstellungsleiters am deutlichsten sichtbar werden.

Um die praktischen Verfahren des Familienaufstellers aufzudecken, werden seine Handlungen daraufhin untersucht, wie er die Teilnehmer mittels dieser durch die Familienaufstellung über die einzelnen Sequenzen hinweg führt, welche spezifischen Aufgaben der Aufstellungstätigkeit er dadurch löst und wie der Aufstellungsleiter auf diese Weise die Familienaufstellung hervorbringt. Im Mittelpunkt stehen hierbei die Themen des Umgangs des Therapeuten mit Störungen oder der Bewältigung von Problemen, der kommunikativen Praktiken wie Fragetechniken und Erklärungsstrategien sowie der räumlichen Anordnung der Aktivitäten und die übergeordnete Frage, wie diese Gestaltungselemente vom Aufstellungsleiter eingesetzt werden, um die Arbeit der Familienaufstellung erfolgreich durchzuführen.

4 Interpretation der Daten und Analyseergebnisse

Die Ergebnisse der Analyse werden dem Verlauf der Familienaufstellung folgend dargestellt. So kann Schritt für Schritt nachvollzogen werden, wie die Aufstellung als solche in diesem Fall hervorgebracht wird. Im ersten Schritt werden dazu die einzelnen Phasen einer idealtypischen Familienaufstellung anhand von Ausschnitten aus der ausgewählten Aufstellung betrachtet. Nach dieser beschreibenden Analyse werden in einem zweiten Schritt die Kernkompetenzen des Aufstellers zusammengefasst, die in diesen Praktiken sichtbar werden.

4.1 Analyse der Praktiken des Aufstellungsleiters

Im Folgenden werden nun die Übergänge in die Hauptphasen der Familienaufstellung untersucht. Dazu werden die einzelnen Handlungseinheiten des Aufstellungsleiters herausgearbeitet und daraus die Praktiken abgeleitet, die dieser in den einzelnen Phasen zur Bewerkstelligung seiner Arbeit anwendet.

4.1.1 Formulierung des Anliegens

Zu Beginn der Familienaufstellung befragt der Therapeut den Patienten zu seinem Anliegen. Diese Sequenz bildet die Grundlage für die spätere Aufstellung, da der Aufstellungsleiter hier die notwendigen Informationen über die vergangene und gegenwärtige Familiensituation des Patienten erhält, mit welchen er dann weiterarbeitet. Der Aufsteller muss also so vorgehen, dass er einerseits alle relevanten Fakten erfährt und andererseits die Geschehnisse aus diesen erkennen kann, die einen Einfluss auf das psychische Befinden des Patienten ausüben. Um festzustellen, wie der Therapeut vorgeht, um diese zentralen Aufgaben seiner Tätigkeit zu bewerkstelligen, wird der Übergang in diese Phase anhand des folgenden Transkriptausschnitts genauer betrachtet.

Transkript 1: "Das Anliegen"

0036 A⁴ MM⁵ A legt Hand auf Schulter von P/blickt vor, zu P

⁴ Im Folgenden werden die beteiligten Personen anonymisiert und folgendermaßen indiziert: A=Aufstellungsleiter, P=Patient, T=weiterer Teilnehmer.

⁵ Die mit ‚MM‘ gekennzeichneten Zeilen beinhalten die multimodale Interaktion, das heißt Blickrichtungen, physische Bewegungen und Gesten der Personen, und werden *kursiv* dargestellt (zur Erklärung der verwendeten Symbolik siehe Anhang 7.1).

		R⁶	(2.0) was soll gutes rauskommen bei dir
0037	MM		<i>P blickt vor-----</i>
	R		((räuspert)) (hintergrundgeräusche)
0038	P	MM	<i>A nimmt Brille in linke Hand ab und hält sie mit</i>
		R	i hat ja bei da letschta (---) si:tzung des
0039	MM		<i>Bügel in Mund.--.--.--.--.--P sieht A an/</i>
	R		meine mitte finda (--) und dass ganz bewusst
0040	MM		<i>A legt Hände auf Schoß/P sieht vor-.P hebt beide</i>
	R		wora isch (---) °h dass i eiglich zwischa dene
0041	MM		<i>Hände und gestikuliert mit ihnen .--.--.--.--</i>
	R		charaktere zwischa dene verhaltensweise von
0042	MM		<i>.-P sieht A an/legt Hände ab, A nickt</i>
	R		meine eltern hin und herpendel

Die Formulierung der Frage "was soll gutes rauskommen" (Z. 0036) ist sehr speziell. Im alltäglichen Leben würde die Frage nach dem 'Problem' eines Mitmenschen wohl anders aussehen. Außerhalb dieses Rahmens der Familienaufstellung wäre die Frage wahrscheinlich unverständlich. Der Therapeut unterstellt dem Patienten also hier, dass er weiß, wie die Frage zu verstehen ist und was er darauf antworten soll. Dieser scheint dieses Kontextwissen auch zu besitzen; denn er antwortet ohne Zögern und sehr ausführlich auf die einzige Frage, die der Aufstellungsleiter als 'Schlüsselreiz' äußert. Diese Aufladung einzelner Sätze mit einer bestimmten Bedeutung erinnert an rituelles Handeln (Weinhold & Schweitzer, 2012, p. 327). Aus der Feldarbeit und den anderen beobachteten Aufstellungen ist bekannt, dass es sich hier um einen festen Schlüsselsatz handeln, der immer Bestandteil des Vorgesprächs der Aufstellungen dieses Therapeuten ist und jedes Mal in ähnlicher Weise formuliert wird, was die Ritualhaftigkeit verdeutlicht.

Mit der persönlichen und direkten Ansprache des Patienten durch das Hinzufügen des Attributs "bei dir" (Z. 0036) überträgt der Aufstellungsleiter den Fokus auf den Patienten. Er gibt damit die Zuständigkeit für die Gestaltung des weiteren Verlaufs des Geschehens ab. Dies unterstreicht er noch, indem er den Patienten

⁶ Die mit ‚R‘ gekennzeichneten Zeilen beinhalten die zur multimodalen Interaktion simultanen verbalen Beiträge und werden **fett** hervorgehoben. Die Transkription der Redebeiträge erfolgte nach den Minimalkriterien der GAT-Konventionen (siehe Anhang 7.2).

zeitgleich zu diesen Worten direkt ansieht. Der Blick hält an, bis der Patient anfängt, zu sprechen, sodass es auch wie ein Warten und damit wie eine Aufforderung zum Handeln wirkt. Durch das Abwarten gibt der Aufsteller dem Patienten das Zeichen, dass dieser nun das Rederecht erhält. Diese Aufforderung zum Sprechen wird durch das Räuspern des Aufstellungsleiters (Z. 0037) noch verstärkt.

Während der Patient erzählt (Z. 0038-0042), nimmt der Aufstellungsleiter seine Brille ab, wodurch er den Augenkontakt intensiviert und gibt damit dem Patienten zu verstehen, dass seine Aufmerksamkeit bei ihm und seiner Erzählung ist. Die damit einhergehende Bewegung des Kopfes nach vorne in Richtung des Gegenübers sowie das Nicken am Ende des Redebeitrags des Patienten sind Zeichen aktiven Zuhörens und stellen Hinweise des Therapeuten für den Patienten dar, dass er mit der Erzählung fortfahren soll. Auf diese Weise schafft der Therapeut die Voraussetzungen, genügend Informationen vom Patienten für seine spätere Arbeit zu bekommen.

4.1.2 Auswahl der Stellvertreter

Auf die Phase der Formulierung des Anliegens folgt die Auswahl der Stellvertreter für die Familienmitglieder des Patienten. In dieser Sequenz wird der Fokus der Teilnehmer von Therapeut und Patient auf die gesamte Gruppe erweitert und die zentrale Interaktion findet zwischen dem Patient und den übrigen Teilnehmern statt. Deshalb muss der Aufstellungsleiter so agieren, dass er weiterhin die Kontrolle über den Verlauf der Familienaufstellung behält, damit diese nach den Vorgaben der therapeutischen Methode ablaufen kann. Anhand der Anfangssequenz der Phase wird nun beschrieben, wie der Aufstellungsleiter diese Herausforderung löst.

Transkript 2: "Auswahl der Stellvertreter"

0142	A	MM R	<i>A sieht runter-A sieht in Gruppe-A streckt Arm (---) gut (-) P (vorname des patienten) such mal</i>
0143		MM R	<i>aus-A faltet Hände--A sieht P an----- P aus (2.0) dich papa mama wer dazu gehört(--)wer</i>
0144		MM R	<i>sieht in Gruppe-----A hebt Hände ich ich frag dann noch nach nach den schicksalen</i>

- 0145 P MM P sieht in Gruppe-A folgt Blick-P's Blick bleibt
R (7.0) °hhh für mei mutter würd i gern d äh T
- 0146 MM stehen-A's ebenfalls-A sieht P an -P zeigt auf T
R (-) nehma ischs ok

Der Aufsteller beendet hierzu zunächst die vorherige Sequenz, die Formulierung des Anliegens, durch eine Pause und ein abschließendes "gut" (Z. 0142). Die Verwendung von derartigen 'Übergangswörtern' zur Beendigung von Sequenzen stellt bereits Meier (1997, pp. 71 ff.) am Beispiel des Wortes 'so' dar. Zudem blickt er in die Gruppe der Teilnehmer, um sich die Aufmerksamkeit dieser zu sichern. Daraufhin spricht er den Patienten mit dem Vornamen an, ohne ihn anzusehen und fordert ihn auf "such mal aus" (Z. 0142-0143). Dabei deutet er auf die Gruppe, wodurch er anzeigt, woraus der Patient auswählen soll. Als dieser zögert, erklärt der Therapeut nach einer kurzen Pause weiter, was der Patient aussuchen soll: "dich papa mama wer dazu gehört" (Z. 0143). Während dieser Erklärung blickt ihn der Aufsteller an, was vom Patienten als weitere Aufforderung verstanden wird und worauf dieser beginnt, sich in der Gruppe umzusehen (Z. 0143-0145).

Allerdings ist noch eine weitere Strategie notwendig; denn als der Aufsteller weiter aufzählen will, 'wer' noch dazugehört, kommt er ins Stocken, da er wohl die Abweichung von seinem üblichen Vorgehen bemerkt: Wie aus der Feldarbeit und anderen Aufstellungen des Therapeuten bekannt ist, findet die Frage nach den Schicksalen in der Familiengeschichte bereits während der Formulierung des Anliegens und vor der Auswahl der Stellvertreter statt, damit alle relevanten Familienmitglieder identifiziert werden können, die eventuell eine Rolle für den Patienten spielen. Der Patient zögert mit der Auswahl, weil er sich vermutlich nicht sicher ist, für welche Familienmitglieder er Stellvertreter bestimmen soll, da er noch nicht weiß, welche Personen von Bedeutung sind. Als der Aufsteller das Zögern des Patienten in der langen Pause bemerkt, versucht er dies zunächst durch die Erklärung 'dich papa mama wer dazu gehört' zu beenden. Währenddessen bemerkt er wohl, dass er selbst noch nicht weiß, welche Personen für die Aufstellung zentral sind. Daraufhin versucht er durch die korrigierende Äußerung "ich ich frag dann noch nach nach den schicksalen" (Z. 0144) die Verwirrung aufzulösen. Trotzdem wird das Vorgehen fortgesetzt, anstatt den

versäumten Arbeitsschritt sofort nachzuholen. Der Aufsteller gibt so zu verstehen, dass das Versäumnis nicht weiter problematisch ist für den weiteren Verlauf, um zu vermeiden, dass die Konzentration und die Erwartungshaltung der Teilnehmer durch die sonst potenziell entstehende Unruhe gestört werden. Stattdessen versucht er, durch diese Reparatur die 'Normalität' des Ablaufs nachträglich wieder herzustellen und sein Vorgehen zu legitimieren. Dies scheint zu funktionieren; denn der Patient beginnt nun mit der Auswahl des ersten Stellvertreters (Z. 0145-0146).

4.1.3 Aufstellung der Familie

Nach der Auswahl der Stellvertreter beginnt nun die eigentliche Aufstellung. Der Übergang in die Aufstellungsarbeit selbst ist der wohl wichtigste Schritt des Aufstellungsleiters für die erfolgreiche Durchführung einer Familienaufstellung; denn hier wechseln die Stellvertreter ihre Identitäten von Teilnehmern in die Vertreter von Familienmitgliedern. Außerdem verlangt diese Situation höchste Konzentration von den Stellvertretern, damit diese sich in ihre Rollen hineinversetzen können. Anhand des nachstehenden Transkriptausschnitts und anhand von ausgewählten Standbildern sollen nun die Techniken identifiziert werden, derer sich der Aufstellungsleiter bedient, um diesen Übergang erfolgreich zu bewältigen.

Transkript 3: "Ausgangsposition"

0344	A	MM	-----
		R	(1.5) gut (-) dann hol ma se mal (-) ne
0345		MM	A steht auf-A zeigt auf T
		R	die mama
0346		MM	A geht in Mitte des Raumes
		R	(---) papa
0347		MM	-----P lehnt sich vor---A zeigt auf P
		R	(---) stellvertreter für di:ch

Da er offensichtlich ausreichend Information vom Patienten erhalten hat, beendet der Aufstellungsleiter zunächst die vorherige Sequenz mit einer kleinen Pause und der abschließenden Äußerung "gut" (Z. 0344) und führt dann mit dem Satz "dann hol ma se mal" (Z. 0344) den nächsten Schritt ein. Mit dieser Äußerung beschreibt er gleichzeitig, wie der Übergang in die nächste Szene aussehen soll, nämlich dass

die Stellvertreter 'geholt' werden müssen. Mit dem Anhängsel "ne" (Z. 0344) fragt der Aufstellungsleiter nach dem Einverständnis der Teilnehmer mit seinem Vorgehen, unterstellt aber zugleich deren Zustimmung. Dadurch erzeugt er eine Handlungsbereitschaft bei den Teilnehmern, das befürwortete Handeln auch durchzuführen.

Beim 'Holen' der Stellvertreter nennt der Aufstellungsleiter alle einzeln beim Namen des Familienmitglieds, das sie darstellen werden und führt sie einzeln von ihrer Position im Sitzkreis in die Mitte des Raumes (Z. 0345-0346). Durch die Benennung der Teilnehmer nicht mehr bei ihrem Eigennamen, sondern beim Namen ihrer Rolle in der aufzustellenden Familie, verleiht der Aufstellungsleiter ihnen eine neue Identität. Diese 'Neuertaufe' wird durch die Positionierung des jeweiligen Stellvertreters auf einem vorgesehenen Platz in der Familie unterstützt. Dadurch vergegenwärtigt der Aufsteller die neue Realität der Aufstellungssituation und schafft damit eine physische und psychische Ausgangsposition, von der aus die Aufstellung nun beginnen kann.

Standbilder 1: Aufstellung der Ausgangsposition

Abb. 1

Abb. 2

Abb. 3



Abb. 4

Abb. 5

Abb. 6



Abb. 7

Abb. 8

Abb. 9



Während der gesamten Aufstellung der Familienmitglieder geht der Aufstellungsleiter sehr bestimmend vor. So legt er durch seine zeigenden Gesten die Personen fest, die jetzt handeln sollen (Abb. 1, 2, 4 und 5). Auch bestimmt er die Bewegung der Stellvertreter, indem er sie anschließend am Ellenbogen dorthin führt, wo die jeweilige Person stehen soll (Abb. 3, 5 und 6). Am Ende seiner Positionierung steht der Aufstellungsleiter vor den Personen und betrachtet sie, während diese dem Aufstellungsleiter regungs- und wortlos gegenüberstehen, in seine Richtung blicken und auf seine nächste Anweisung zu warten scheinen (Abb. 7). Anschließend verschwindet der Therapeut aus dem aktiven Geschehen, indem er sich setzt und in den Kreis der übrigen beobachtenden Teilnehmer einreicht (Abb. 8). In seinem letzten Schritt gibt er dann die Handlungsautorität endgültig ab, indem er den Patienten mit der Hand auf seinem Rücken in die Aufstellungsszene⁷ schiebt (Abb. 9).

Durch das körperliche Führen, die physischen Bewegungen im Raum und das visuelle Darstellen von Ordnungen innerhalb der Familie zeigt der Aufstellungsleiter dem Patienten gleichzeitig, wie man Menschen 'aufstellt'. Durch das Demonstrieren des Anfassens, des Führens sowie der räumlichen Anordnung von Beziehungen führt der Aufstellungsleiter das Berührungs- und Bewegungsformat ein. Zudem verringert er durch das 'Vorführen' die Gefahr, dass dieser später 'Fehler' macht.

⁷ Im Folgenden wird von 'Aufstellungsszene', 'Aufstellungsgeschehen' und 'Aufstellungssituation' gesprochen, wenn es sich um das Geschehen in der Familienaufstellung an sich handelt. Im Gegensatz dazu werden die Bezeichnungen 'Seminargeschehen' und 'Seminarsituation' verwendet, wenn das Geschehen außerhalb der Familienaufstellung an sich, aber innerhalb des Seminars gemeint ist.

4.1.4 Veränderung der Aufstellung

Im nächsten Arbeitsschritt verändert der Therapeut die Aufstellung so lange durch Umpositionierungen, Ergänzungen und Auflösung von Verstrickungen, bis jeder Stellvertreter mit seiner Position zufrieden ist und die Familie 'richtig' steht. In dieser Phase führt der Aufstellungsleiter also Handlungen durch, in denen er sein theoretisches Wissen über Familienbeziehungen und ihre Wirkung auf die Mitglieder sichtbar macht und dieses in der Praxis so einsetzt, dass er die Aufstellung erfolgreich durchführen kann und zu einer 'Heilung' gelangt. Welche Praktiken der Aufstellungsleiter anwendet, um eben dieses Ziel zu erreichen, wird anhand des folgenden Transkriptausschnitts sowie anhand von Standbildern aus der gesamten Phase ausgearbeitet.

Transkript 4: "Intervention des Therapeuten"

0412	A	MM R	-----A gestikuliert/A sieht runter- ok stoppt mal (-) frier mas einmal ein
0413		MM R	A sieht auf Aufstellung (--)
0414		MM R	A sieht P an-A gestikuliert/A sieht runter/ (-) also (--) unglaublich des bild (-) für mich
0415		MM R	P sieht A an-A steht auf unglaublich

Zunächst greift der Aufsteller mit einem "ok" (Z. 0412) in das Geschehen ein, wodurch er wie schon zuvor die laufende Sequenz abschließt. Mit der folgenden Anweisung "stoppt mal" (Z. 0412) holt sich der Therapeut dann die Autorität über das Aufstellungsgeschehen zurück, indem er die Kontrolle über die Bewegung im Raum übernimmt. Nach einer kurzen Pause folgt dann die nächste Anweisung "frier mas einmal ein" (Z. 0412). Durch seinen häufigen Blickwechsel vom Boden auf die Aufstellung, zum Patienten und wieder auf den Boden (Z. 0412-0414) unterstreicht der Aufstellungsleiter seine Präsenz. Dieses Aktivwerden wird durch sein starkes Gestikulieren (Z. 0412 und Z. 0414) noch betont. Auf diese Weise holt sich der Aufstellungsleiter zu Beginn der Phase die Handlungsautorität zurück.

Nach einer kurzen Pause beginnt der Aufstellungsleiter mit einem "also" (Z. 0414), um zu erklären, warum er das Bild nun stoppt und was dies bedeutet.

Anstatt einer Erklärung stellt er die entstandene Formation der Stellvertreter durch seine Äußerung "unglaublich des bild" (Z. 0414) jedoch als selbsterklärend hin. Durch diese Äußerung transportiert der Aufstellungsleiter die Wirkung der übergeordneten Kräfte, die durch die Familiendynamik die Bewegungen der Stellvertreter hervorrufen: Mit der 'Unglaublichkeit' drückt er zum einen eine Unerklärlichkeit der entstandenen Formatierung der Stellvertreter aus und verweist auf die Transzendenz, mit der die Menschen in dieser Situation konfrontiert sind. Zum anderen teilt er der Positionierung der Personen eine Bedeutung zu, die scheinbar eine hohe Aussagekraft besitzt.

Im Folgenden hängt der Aufstellungsleiter seiner Äußerung ein "(-) für mich unglaublich" (Z.0414-0415) an. Durch das 'für mich' bringt er zum Ausdruck, dass zumindest er diese Bedeutung versteht, die er dem Bild zuschreibt, während er das Verstehen der anderen in Frage stellt. Damit macht er seine Expertise deutlich, die er im Gegensatz zum Rest der Gruppe beansprucht und stärkt dadurch das Vertrauen der Teilnehmer in sein Vorgehen.

Standbilder 2: Intervention des Therapeuten

Abb. 1



Abb. 2



Abb. 3



Abb. 4



Abb. 5



Abb. 6



Die hier dargestellten Standbilder zeigen die räumliche Bewegung des Aufstellungsleiters während der gesamten Interventionsphase. So nimmt er am Anfang noch neben dem Patienten Platz (Z. 0412-0415 und Abb. 1), erhebt sich dann und geht anschließend in die Mitte des Raumes (Z. 0415 und Abb. 2). Von diesem Zeitpunkt an wechselt er im weiteren Verlauf der Aufstellung ständig zwischen der Aufstellungsszene (Abb. 3 und 5), dem Beobachterposten an der Wand außerhalb des Sitzkreises (Abb. 4) und dem Teilnehmerkreis (Abb. 6). Der Aufstellungsleiter, der in die Szene der Aufstellung hinein und hinaus gehen kann, während die anderen Teilnehmer entweder drinnen oder draußen sind, hat damit die Raumhoheit.

4.1.5 Lösungsbild

Nach weiteren Eingriffen des Therapeuten in die Aufstellung bildet er schlussendlich das Lösungsbild, in dem die Familie so steht, wie es der Theorie nach 'richtig' ist, das heißt, dass ein bestimmtes räumliches Arrangement zwischen den Familienmitgliedern entsteht, in dem die Konflikte innerhalb der Familie gelöst werden können. Dann wird der Patient an Stelle seines Stellvertreters in die Aufstellung geholt, um diese Familienaufstellung selbst zu 'spüren' und das Bild so intensiver aufnehmen zu können. Der Aufstellungsleiter steht in dieser Phase vor der Herausforderung, den Patienten erfolgreich durch diese Rituale zu führen, um ihn von den Verstrickungen in seiner Familie zu befreien und dadurch seine 'Heilung' hervorzubringen. Wie der Therapeut vorgeht, um diese Schlüsselaufgabe seiner Tätigkeit zu lösen, wird anhand eines Ausschnitts aus dem Transkript herausgearbeitet, in dem die rituelle Auflösung des 'Konflikts' des Patienten mit seinem 'Vater' erfolgt.

Transkript 5: "Auflösung Kind-Vater"

```
0625  A      MM      ---A sieht vor-----  
      R      sag ihm mal lieber papa  
  
0626  P      MM      -----  
      R      (--) lieber papa
```

So gibt der Aufstellungsleiter dem Patienten die Anweisung "sag ihm mal lieber papa" (Z. 0625). Mit dieser Äußerung gibt er seinem Patienten vor, was er wann zu sagen hat. Dadurch erteilt der Aufstellungsleiter diesem durch den Satz 'sag

ihm' das Rederecht. Dieser scheint sich der Rederechtsautorität des Aufstellungsleiters auch bewusst zu sein; denn er wartet und spricht erst, als er 'darf'. Auch nach Beendigung der Anweisung des Therapeuten lässt der Patient eine kurze Pause vergehen (Z. 0626), um sicher zu gehen, dass er auch wirklich an der Reihe ist, zu sprechen. Die Zuteilung des Rederechts versteht der Patient dann doch als solche und nimmt sie an, indem er darauf reagiert und "lieber papa" (Z. 0626) sagt.

Zudem erklärt der Therapeut seinem Patienten mit seiner Anweisung, wie dieser agieren muss, um an sein Ziel zu gelangen. Der Therapeut erläutert ihm im Detail, was er sagen muss und gibt ihm vor, dass er den Stellvertreter seines Vaters mit 'lieber papa' ansprechen muss. Durch das detaillierte Anweisen reduziert der Aufstellungsleiter die Gefahr, dass der Patient 'fehlerhaft' vorgeht, indem er ihm möglichst wenig Gestaltungsspielraum seines Handelns lässt. So spricht der Patient ihm die Worte 'lieber papa' tatsächlich wortwörtlich nach. Durch das Vorsagen der Sprachakte sorgt der Therapeut dafür, dass die Aufstellung möglichst problemlos ans Ziel, die 'Heilung', kommt.

Außerdem gibt der Aufsteller dadurch zu verstehen, dass er weiß, was an welcher Stelle gesagt werden muss, um an das Ziel, die 'Heilung', zu gelangen. Dieses Wissen ist ein Signal seiner Expertise, wodurch er sicher geht, dass die Teilnehmer ihm Vertrauen schenken, an sein Handeln glauben und ihm durch den Verlauf der Aufstellung folgen.

Nicht zuletzt zeichnet sich diese Äußerung durch eine hohe Kontextgebundenheit aus. Ihre Bedeutung im Kontext der Familienaufstellung wird nur mit entsprechendem Hintergrundwissen ersichtlich. Der Patient scheint sich dieser jedoch bewusst sein; denn er reagiert darauf, ohne dass der Therapeut ihn explizit dazu auffordert und wartet nicht auf eine Erklärung oder fragt danach. Dies lässt darauf schließen, dass es sich hier um einen Schlüsselsatz handelt, dessen Bedeutung bereits bekannt ist und der eine bestimmte Funktion im Kontext der Familienaufstellung einnimmt, nämlich die Auflösung der 'Verstrickung'. Der Satz erhält dadurch einen rituellen Charakter. Auch erinnert das 'Worte-in-den-Mund-legen' oder 'Vorbeten' an eine ritualisierte Situation. Das Gefühl des

Durchlaufens eines Rituals erzeugt beim Patienten die Einstellung, dass sich danach etwas Neues einstellt. Dies begünstigt den 'Heilungsprozess'.

4.2 Kompetenzen eines Familienaufstellers

Wie wir gesehen haben, bedient sich der Aufstellungsleiter im Verlauf dieser Familienaufstellung vieler verschiedener Praktiken, um seine Arbeit zu vollziehen. In diesem methodischen Handeln werden vier Kernkompetenzen sichtbar, mithilfe derer er die Familienaufstellung als solche durchführt: Direktion, Autorität, Ritualisierung und Vertrauen. Diese Kompetenzen des Aufstellungsleiters und deren praktische Manifestation werden im Folgenden kurz dargestellt.

4.2.1 Direktion

Am deutlichsten zeigt sich während des gesamten Verlaufs dieser Familienaufstellung, dass der Aufstellungsleiter in der Lage ist, die Gruppe der Seminarteilnehmer von Handlungssequenz zu Handlungssequenz durch die Aufstellung zu führen, damit diese als solche überhaupt hervorgebracht wird. Die Direktionskompetenz des Aufstellungsleiters wird in bestimmten Praktiken des Aufstellers sichtbar, mithilfe derer er die Teilnehmer durch den Verlauf der Aufstellung geleitet und sie dazu bringt, die jeweils nächsten Schritte zu vollziehen.

Zum einen bewerkstelligt der Aufstellungsleiter schrittweise die Übergänge von einer Handlungssequenz in die nächste, indem er durch Pausen und Übergangswörter die Teilnehmer auf einen Wechsel einstellt und die Einleitung eines neuen Themas signalisiert. Zum anderen verwendet der Therapeut Anweisungen und implizite Aufforderungen, um den Teilnehmern anzuzeigen, wann sie zu handeln haben und wann sie ihre Aktion beenden sollen. Durch Erklärungen und Beschreibungen, zeigende Gesten sowie verbales und körperliches Vorführen zeigt der Therapeut den Akteuren dann auch meist noch, in welcher Weise sie agieren sollen. Um Störungen dieses Verlaufs der Aufstellung zu vermeiden, setzt der Aufstellungsleiter zudem gewisse Reparaturmechanismen ein, durch welche er sein abweichendes Vorgehen 'normalisiert' und legitimiert. Durch diese Praktiken geleitet der Aufstellungsleiter

die Teilnehmer durch die einzelnen Schritte der Familienaufstellung und sichert das Fortlaufen des Aufstellungsgeschehens in der von ihm beabsichtigten Form.

In all diesen Praktiken zeigt sich eine verkörperte Direktionskompetenz des Aufstellungsleiters, die er besitzt und auch besitzen muss, um seine Arbeit erfolgreich durchzuführen und sie als solche hervorzubringen. Zwar sind die idealtypischen Arbeitsschritte einer Familienaufstellung in Lehrbüchern ausführlich dargestellt, die praktische Umsetzung jedoch erfordert mehr als dieses theoretische Wissen; denn wie schon Müller-Christ (2013) feststellt, gehört es einerseits zu den Kompetenzen eines Aufstellungsleiters, die einzelnen Phasen nicht nur 'für sich alleine' abzuarbeiten, sondern die Teilnehmer 'mitzunehmen', das heißt, dafür zu sorgen, dass "sie den Aufnahmemodus ändern und nicht mit Diskussionen und Wortbeiträgen reagieren, sondern mit der Wahrnehmung ihres ganzen Körpers" (ebd., pp. 73 f.). Andererseits muss er die einzelnen Schritte im Aufstellungsprozess den Teilnehmern vermitteln, ohne dabei durch zu viele Erklärungen den Aufnahmemodus dieser wieder zu zerstören (ebd., p. 74). Die Kompetenz der Direktion bildet deshalb ein zentrales Element der praktischen Tätigkeit des Familienaufstellens.

4.2.2 Autorität

Eine weitere Kompetenz, die der Aufstellungsleiter in dieser Familienaufstellung zeigt, ist die Autorität. Um eine Interaktion zwischen einer so hohen Anzahl von Teilnehmern in eine bestimmte Richtung zu lenken und diese nach bestimmten formalen Regeln ablaufen zu lassen, muss das Geschehen, wie im vorherigen Abschnitt beschrieben, geleitet werden. Um die Familienaufstellung steuern zu können, muss der Aufstellungsleiter eine Autoritätsposition einnehmen, von der aus er das Geschehen überhaupt dirigieren kann.

Diese Autorisierungscompetenz des Therapeuten kommt zunächst in der Vergabe von Rederechten zum Vorschein, welche ein sehr mächtiges Mittel der Geschehenssteuerung darstellt. Durch Fragen, explizite und implizite Aufforderungen sowie die Vorgabe des Inhalts und der Formulierung der Sprechbeiträge wendet der Aufstellungsleiter zahlreiche Methoden an, um sich eine Autoritätsposition innerhalb der Gruppe bezüglich des verbalen Geschehens

zu verschaffen. Neben der Autorität über das verbale Geschehen erreicht der Aufstellungsleiter auch die Raumhoheit innerhalb der Seminargruppe. Dies zeigt sich darin, dass er der einzige in dieser sozialen Situation ist, der zwischen Aufstellungsszene und Seminargeschehen wechseln kann und durch direkte und indirekte Hinweise sowie körperliches Führen auch eine Machtposition über das physische Geschehen einnimmt.

Die Autoritätsposition des Aufstellungsleiters wird auch daran sichtbar, dass er als einziger Handlungsautorität auch übertragen kann. Indem er den Interaktionspartnern durch direkte und indirekte verbale Aufforderungen zur Handlung oder die Einnahme einer Beobachterhaltung anzeigt, dass nun sie die Autorität über das Geschehen innehaben, gesteht er seinem Gegenüber die Handlungsautorität zu. Ebenso holt der Aufstellungsleiter sich diese mithilfe sprachlicher Ankündigung oder indem er physisch in Aktion tritt, auch wieder zurück.

Durch diese Praktiken verschafft sich der Aufstellungsleiter eine autoritäre Position innerhalb der Seminargruppe, von der aus er das Handeln der Teilnehmer überhaupt steuern kann. Dass dies funktioniert, sieht man daran, dass die Autoritätsposition von den Teilnehmern so hingenommen und nicht hinterfragt wird. Autorität im Hinblick auf verbales und körperliches Handeln während der Aufstellung scheint also eine Kernkompetenz des Leiters einer Familienaufstellung darzustellen, um diese erfolgreich durchführen zu können.

4.2.3 Ritualisierung

Ein wichtiger Bestandteil der Familienaufstellung ist die 'Heilung' des Patienten durch Lösungssätze und metaphorische Befreiungsgesten. Damit diese die gewünschte Wirkung erzeugen, bedarf es einer bestimmten Grundhaltung der Teilnehmer und einer Einbettung des Geschehens in einen rituellen Rahmen. Diese Ritualisierung der Aufstellungsszene erzeugt der Aufstellungsleiter durch verschiedene Praktiken.

In der vorliegenden Aufstellung zeigt sich die Ritualisierungskompetenz des Familienaufstellers zum einen in indirekten Verweisen auf transzendente Kräfte.

Zum anderen führt der Aufstellungsleiter durch die Vergabe neuer Identitäten und die Zuschreibung von höheren Bedeutungen, wie dem 'Spüren' von Kräften oder der räumlichen Anordnung von Personen, die Teilnehmer in eine andere 'Wirklichkeit' ein, in der andere Relevanzen gelten, und erzeugt eine offene Haltung dieser, in der sie die neuen Vorgänge selbst wahrnehmen können. Außerdem wird die Aufstellung durch Schlüsselsätze gerahmt, die im Kontext des 'Aufstellungsrituals' einen Sinn und eine bestimmte Bedeutung erhalten, nämlich eine bestimmte Transformation hervorzurufen. Wie in anderen Ritualen sind diese Sätze stark mit Emotionen verbunden, die Ausdruck von psychischen Veränderungen sind. Dadurch werden emotionale Reaktionen auf das Aufstellungsgeschehen und Veränderungen der psychischen Wahrnehmung der Teilnehmer ermöglicht.

Die Schaffung einer rituellen Atmosphäre ist deshalb für die Methode der Familienaufstellung und ihr Gelingen unverzichtbar. Wie auch Weinhold und Schweitzer (2012) feststellen, liegt diese Ritualisierung zu einem großen Teil in der Hand des Aufstellungsleiters: "We assume that ritualization of constellations can be intensified mainly by its timing and by various practices of the constellation facilitator, whom we consider here as a particular type of ritual specialist" (ebd., p. 325). Durch die Praktiken der Ritualisierung erzeugt der Aufstellungsleiter die Grundhaltung für die Wahrnehmung emotionaler Veränderung bei den Teilnehmern und ermöglicht so einen 'Heilungsprozess'. Die Ritualisierungskompetenz macht damit einen essentiellen Bestandteil der Arbeit des Aufstellungsleiters aus.

4.2.4 Vertrauen

Damit die 'Heilung' des Patienten durch rituelle Praktiken wirksam werden kann, müssen sowohl der Patient als auch die anderen Teilnehmer darauf vertrauen, dass die Methode der Familienaufstellung funktioniert. Das bedeutet, dass der Aufstellungsleiter erfolgreich vermitteln muss, dass sein Vorgehen zu dem gewünschten Ziel führen wird. Eine erfolgreiche Durchführung einer Familienaufstellung impliziert also die Kompetenz des Aufstellungsleiters, nicht nur das dahinterliegende theoretische Wissen zu besitzen, sondern dies in seiner

Expertise auch zu realisieren, das heißt, es offenzulegen und den Teilnehmern glaubhaft zu übertragen.

Indem der Familienaufsteller in dieser Aufstellung das Geschehen sowie sein Vorgehen als plausibel und einleuchtend darstellt, fördert er gegenüber den Teilnehmern deren Glaubhaftigkeit. So überzeugt er einerseits durch die Charakterisierung der Geschehnisse als zusammenhängend, bedeutungstragend und selbsterklärend von der Tatsächlichkeit der waltenden Mechanismen der Aufstellungsarbeit. Andererseits stärkt der Aufstellungsleiter durch die Plausibilisierung seiner Arbeitsschritte den Glauben der Teilnehmer an sein Wissen und seine Fähigkeiten. Diesen verstärkt er noch durch ständige Erfolgshinweise. So signalisiert er durch positive Beurteilung der erreichten Zustände nach verändernden Eingriffen seinerseits den Erfolg seiner Handlungen. Je mehr die Teilnehmer damit rechnen, dass das Vorgehen des Aufstellungsleiters zielführend ist, umso größer ist die Möglichkeit, dass sein Vorgehen auch wirkt; denn eine solche Vertrauensbasis bringt die Teilnehmer dazu, ihm durch die Familienaufstellung zu folgen, mit der Vorstellung, am Ende eine 'Heilung' zu erfahren.

Die Schaffung von Vertrauen stellt also eine wichtige Kompetenz des Leiters einer Familienaufstellung dar. Durch die Verkörperung seines theoretischen Wissens in seiner Expertise löst der Familienaufsteller die zentrale Aufgabe seiner Arbeit, das Vertrauen der Teilnehmer in die Wirkung dieser und damit in die Möglichkeit der 'Heilung' zu fördern. Die Vertrauenskompetenz bildet damit einen konstitutiven Bestandteil der Tätigkeit als Aufstellungsleiter.

5 Fazit

In der vorliegenden Arbeit wurde die Tätigkeit des Familienaufstellers nach dem ethnomethodologischen 'Studies of Work'-Ansatz untersucht, mit dem Ziel, eine Beschreibung der Arbeit des Aufstellungsleiters und der dahinterliegenden verkörperten Kompetenzen darzustellen. Dazu wurden die mittels teilnehmender Beobachtung und audiovisueller Aufzeichnung erhobenen Daten konversationsanalytisch untersucht. Die im letzten Kapitel der Arbeit dargestellte

Analyse von Ausschnitten aus einer beispielhaften Aufstellung ergab, dass in den Praktiken dieses Aufstellungsleiters Kompetenzen zum Vorschein kommen, die sich zu den Begriffen Direktion, Autorität, Ritualisierung und Vertrauen zusammenfassen lassen.

Allerdings wurde in dieser Arbeit nur eine einzige Aufstellung analysiert, was gerade bei der Aufstellungsarbeit, die "unzählige persönliche Spielarten" (Ulsamer, 2001, p. 13) umfasst und die von jedem Aufsteller durch "seinen eigenen Stil, seine eigene Handschrift" (ebd., p. 13) geprägt wird, die Generalisierbarkeit der Ergebnisse stark einschränkt. Um den situativen Charakter der Praktiken, in denen sich die Arbeit der Familienaufstellung konstituiert, aufzufangen, ist eine Analyse des Einzelfalls jedoch notwendig. Nichtsdestotrotz bedarf es weiterer Untersuchungen, um umfassende Aussagen über die Tätigkeit des Familienaufstellers treffen zu können. So wäre es zum einen sinnvoll, auch andere Familienaufstellungen desselben Aufstellungsleiters in die Untersuchung miteinzubeziehen, um die situativen Herausforderungen aufdecken zu können. Zum anderen müssten auch andere Familienaufsteller in ihrem Vorgehen bei der Aufstellungsarbeit analysiert werden, um das uneinheitliche Berufsbild überhaupt so abbilden zu können, wie es oft Thema der Diskussion ist und damit der Debatte eine klare Grundlage zu schaffen.

Durch die vergleichende Analyse der Vorgehensweisen in unterschiedlichen Situationen und von verschiedenen Familienaufstellern kann so ein Beitrag zu der aktuellen Diskussion über die Aufstellungsarbeit geleistet werden; denn wie Schweitzer in seinem Interview erklärt, ist der aktuell herrschende große Freiheitsspielraum der Aufstellungsleiter nicht immer von Vorteil für die Entwicklung der Arbeit mit Familienaufstellungen (Koch, 2013). Stattdessen wäre eine Vereinheitlichung der Aufstellungsarbeit von großer Bedeutung für die Etablierung und Effizienz der Familienaufstellung als therapeutische Methode. Mithilfe eines einheitlichen Berufsbildes könnten Richtlinien für die Ausbildung und die Praxis der Familienaufsteller festgelegt werden, um eine gewissenhafte Umsetzung der therapeutischen Methode garantieren zu können. Die vorliegenden Ergebnisse könnten in diesem Zusammenhang erste Ansatzpunkte beitragen.

6 Literatur

- Bergmann, Jörg R. (2000). Ethnomethodologie. In Uwe Flick & Ernst von Kardorff & Ines Steinke (Eds.), *Qualitative Sozialforschung: Ein Handbuch* (pp. 118-135). Reinbek: Rowohlt.
- Bergmann, Jörg R. (2005). Studies of Work. In Felix Rauner (Eds.), *Handbuch für Berufsbildungsforschung* (pp. 639-646), Bielefeld: W. Bertelsmann Verlag.
- Haas, Werner (2005). *Familienstellen. Therapie oder Okkultismus? Das Familienstellen nach Hellinger kritisch beleuchtet*. Kroning: Asanger.
- Koch, Birgit T. (2013). Birgit Theresa Koch im Gespräch mit Jochen Schweitzer. *Praxis der Systemaufstellung*, 01/2013, 79-86.
- Meier, Christoph (1997). *Arbeitsbesprechungen: Interaktionsstruktur, Interaktionsdynamik und Konsequenzen einer sozialen Form*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Müller-Christ, Georg (2013). Konzepte in Beziehung setzen: Systemaufstellungen in der universitären Managementlehre und -forschung. *Praxis der Systemaufstellung*, 1/2013, 70-77.
- Schäfer, Thomas (2000). *Was die Seele krank macht und was sie heilt: die psychotherapeutische Arbeit Bert Hellingers*. München: Droemer Knaur.
- Sax, William & Weinhold, Jan & Schweitzer, Jochen (2010). Ritual healing East and West: A comparison of ritual healing in the Garwhal Himalayas and "family constellation" in Germany. *Journal of Ritual Studies*, 24 (1), 61-77.
- Ulsamer, Berthold (2001). *Das Handwerk des Familienstellens: Eine Einführung in die Praxis der systemischen Hellinger-Therapie*. München: Goldmann.
- Weber, Gunthard (2000). *Praxis des Familien-Stellens: Beiträge zu systemischen Lösungen nach Bert Hellinger*. Heidelberg: Carl-Auer-Systeme.
- Weinhold, Jan & Schweitzer, Jochen (2012). Introduction and control of emotions within family constellation workshops. In Axel Michaels & Christoph Wulf (Eds.), *Emotions in rituals and performances: South Asian and European perspectives on rituals and performativity* (pp. 320-329). Routledge : Chapman & Hall.

7 Anhang

7.1 Erklärung der verwendeten Transkriptsymbole für die multimodale Interaktion

- keine körperlichen Veränderungen während dieser Zeit
- .- Anhalten der physischen Bewegung während dieser Zeit

/ simultane Aktivitäten

7.2 GAT-Konventionen im Minimaltranskript⁸

Sequenzielle Struktur/Verlaufsstruktur:

[] Überlappungen und Simultansprechen
[]

Ein- und Ausatmen

°h / h° Ein- bzw. Ausatmen von ca. 0.2-0.5 Sek. Dauer

°hh / hh° Ein- bzw. Ausatmen von ca. 0.5-0.8 Sek. Dauer

°hhh / hhh° Ein- bzw. Ausatmen von ca. 0.8-1.0 Sek. Dauer

Pausen

(.) Mikropause, geschätzt, bis ca. 0.2 Sek. Dauer

(-) kurze geschätzte Pause von ca. 0.2-0.5 Sek. Dauer

(--) mittlere geschätzte Pause v. ca. 0.5-0.8 Sek. Dauer

(---) längere geschätzte Pause von ca. 0.8-1.0 Sek. Dauer

(0.5) gemessene Pausen von ca. 0.5 bzw. 2.0 Sek. Dauer

(2.0) (Angabe mit einer Stelle hinter dem Punkt)

Sonstige segmentale Konventionen

und_äh Verschleifungen innerhalb von Einheiten

äh öhäm Verzögerungssignale, sog. "gefüllte Pausen"

Lachen und Weinen

haha hehe hihi silbisches Lachen

((lacht))((weint)) Beschreibung des Lachens

<<lachend>> Lachpartikeln in der Rede, mit Reichweite

<<:-)> soo> "smile voice"

Rezeptionssignale

hm ja nein nee einsilbige Signale

hm_hm ja_a zweisilbige Signale

⁸ vgl. Selting et al. (2009): 391f.

nei_ein nee_e

hm hm mit Glottalverschlüssen, meistens verneinend

Sonstige Konventionen

((hustet))	para- und außersprachliche Handlungen und Ereignisse
<<hustend>>	sprachbegleitende para- und außersprachliche Handlungen und Ereignisse mit Reichweite
()	unverständliche Passage ohne weitere Angaben
(xxx), (xxx xxx)	ein bzw. zwei unverständliche Silben
(solche)	vermuteter Wortlaut
(also/alo) (solche/welche)	mögliche Alternativen
((unverständlich, ca. 3 Sek))	unverständliche Passage mit Angabe der Dauer
((...))	Auslassung im Transkript
→	Verweis auf im Text behandelte Transkriptzeile

Jens Ottinger

Wirksamkeit von Verträgen und Vertrauen fernab von externen Regulierungsmechanismen

Am Beispiel von Sauberkeit in Wohngemeinschaften.
Evaluation anhand des Datensatzes ‚Wohnformen &
Sauberkeit‘ (2012)

Zum Autor

Jens Ottinger hat an der Universität Konstanz seinen Bachelor im Fach Soziologie mit dem Nebenfach Wirtschaftswissenschaften absolviert (2014). Im Anschluss steht für ihn ein Aufbaustudium mit Schwerpunkt auf der quantitativ-empirischen Sozialforschung an. Für weiterführendes Interesse an der Studie steht er unter jens.ottinger@gmx.de gerne für Fragen und Anregungen zur Verfügung.

Abstract

Aufgrund von potentiellm Opportunismus besteht zwischen Akteuren innerhalb von Austauschbeziehungen ein mehr oder minder großes Vertrauensproblem. Diesem Problem kann durch den Abschluss von komplexen Verträgen begegnet werden, die zur wirksamen Eingrenzung von Opportunismus beitragen können. Zur empirischen Prüfung der Auswirkungen von Verträgen auf Opportunismus werden in diesem Beitrag Austauschbeziehungen fernab von externen Regulierungsmechanismen herangezogen. Dadurch können Fehlschlüsse vermieden werden. Als Fallbeispiel dient die Reinigungsproblematik in Wohngemeinschaften. Die Fähigkeit zu Opportunismus beruht dabei auf dem Prinzip des geringsten Interesses an der Herstellung von Sauberkeit und zeigt sich in der negativen Abweichung von den vertraglich geforderten Reinigungsbeiträgen. Im Vergleich zur Vertragskomponente erweist sich allerdings das Ausmaß des Vertrauens als bedeutsamere Einflussgröße auf die Reduktion von Opportunismus.

1. Einleitung

Um zu einer optimalen Verfolgung der eigenen Interessen zu gelangen, müssen Akteure vielfältige Einflüsse ihrer Umwelt berücksichtigen. Akteure sind jedoch nicht dazu in der Lage, alle für sie relevanten Faktoren selbstständig zu erfassen. Aus diesem Grund ist es für sie unentbehrlich, sich auf signifikante Andere zu verlassen (vgl. Schlossmann, 1876, p. 307f.). Dadurch besteht zwischen interagierenden Akteuren unausweichlich ein Vertrauensproblem. Zur Lösung dieser Problematik hat sich die ökonomische Forschung in jüngster Zeit dem Vertrauenskonzept geöffnet. Allerdings beschäftigen sich die theoretischen Ansätze, insbesondere die der Neuen Institutionenökonomik, vorrangig mit der Kontrolle als strukturierenden Mechanismus (vgl. Eberl, 2012, p. 93). Wie die Vertrauensproblematik am effizientesten gelöst werden kann, wird derzeit noch kontrovers diskutiert. Hiervon zeugen beispielsweise jüngste Veröffentlichungen in praxisorientierten Fachzeitschriften, die etwa unter den plakativ formulierten Titeln „Kontrolle ist gut, Vertrauen ist besser“ (z.B. Kiehling, 2013) oder „Vertrauen ist gut, Kontrolle ist besser“ (z.B. Cornelsen & Trabandt, 2013) publiziert wurden. Im direkten Vergleich dieser beiden Konzepte besticht die Kontrolllogik vorrangig durch den Zugewinn von (vermeintlichen) Sicherheiten: „Vertrauen ist von Natur aus flüchtig“ (Dressel, 2011, p. 59), Kontrolle durch Verträge ist es dagegen nicht. Dennoch kann es sich unter den Verhaltensannahmen der interessensbasierten Vertragstheorie - individuelle Nutzenmaximierung und begrenzte Rationalität - für Akteure als unvorteilhaft erweisen, das eigene Verhalten an gemeinschaftlich beschlossenen Regelungen auszurichten (vgl. von Grundherr, 2006, p. 413). Bereits beim Vertragsabschluss können Willenserklärung und Intention über die Einhaltung von offenkundig akzeptierten Vertragskonditionen in Divergenz zueinander stehen. Die Notwendigkeit von wirksamen Sicherheitsmechanismen zur Vermeidung von potentiell beziehungsweise zur Eingrenzung von tatsächlich bestehendem Opportunismus liegt daher auf der Hand. Wird allerdings, wie in diesem Beitrag, die Vertragswirksamkeit zum Untersuchungsziel, so sehen sich empirisch-hypothesenprüfende Forschungsarbeiten mit folgender Problematik konfrontiert: Zur Analyse von Vertragsverhältnissen werden typischerweise ökonomische

Austauschbeziehungen herangezogen, die vornehmlich auf einer rechtlichen Grundlage basieren. Dass dadurch weitläufige externe Eingriffsmöglichkeiten bestehen, die eine effiziente Eingrenzung von Opportunismus mit sich bringen, erscheint einleuchtend. Wird allerdings dieser Aspekt in den Interpretationen von empirischen Resultaten nur unzureichend berücksichtigt, unterliegen die Deutungen der Gefahr eines gravierenden Fehlschlusses, dass nämlich die Wirkungskraft des Vertrages auf das Vertragsverhältnis an sich zurückzuführen sei. Vielmehr zeugen jedoch die auf die Vertragskomponenten zurückfallenden Effekte zumeist nur von einer erfolgreichen Einflussnahme der übergeordneten rechtlichen Instanzen. Auf Vertragsbeziehungen ausgerichtete Wirkungsanalysen sollten daher Fallbeispiele in der Gestalt wählen, dass den Akteuren innerhalb der betrachteten Relationen und den aus ihr hervorgehenden Institutionen folgende idealtypische Rollen zuteil werden: 1) der Opportunist, 2) der Geschädigte, 3) der Richtende und 4) der Sanktionierende. Wenngleich vollkommen rechtsfreie Handlungsräume wohl nur äußerst selten anzutreffen sind, können dennoch fassbare Beispiele zur Analyse von Vertragsverhältnissen herangezogen werden, die weitestgehend isoliert das Risiko eines solchen Fehlschlusses minimieren: Um Vertragsbeziehungen empirisch zugänglich zu machen, wählt vorliegender Beitrag die Reinigungsproblematik innerhalb von Wohngemeinschaften. Die Problematik ergibt sich aus der notwendigen gemeinschaftlichen Festlegung eines anzuvisierenden Sauberkeitszustandes und der Koordination zur Zielerreichung erforderlicher Reinigungsarbeiten. Dabei werden die hierzu kollektiv - explizit oder implizit - beschlossenen Regelungen in Form eines Putzplans als Vertragsverhältnis aufgefasst. Die Beziehungsgefüge der Haushaltsmitglieder untereinander werden austauschtheoretisch nach Homans (1968) begriffen und mithilfe der Transaktionskostentheorie nach Williamson (1990) vertragstheoretisch gerahmt. Als empirische Grundlage dient der Datensatz ‚Wohnformen & Sauberkeit‘ (2012, eigene Erhebung). Konkret sollen die Auswertungen dieses Datenmaterials empirische Evidenzen auf folgende Fragestellungen liefern: Können Verträge opportunistisches Verhalten ohne externe Regulierungsmechanismen überhaupt effektiv begrenzen? Bieten komplexere Verträge einen höheren Schutz vor Opportunismus? Kann Vertrauen als außervertraglicher Schutzmechanismus unbegrenzt opportunistisches Verhalten

wirksam reduzieren und in welcher Beziehung stehen Vertrag und Vertrauen zueinander? Diesen Fragen nachgehend ist der vorliegende Beitrag im weiteren Verlauf folgendermaßen strukturiert: Nachdem im Anschluss zunächst eine theoriegeleitete Einbettung der Reinigungsproblematik erfolgt und deren Erscheinungsformen vorgestellt werden, wird das Vertrauensproblem theoretisch beleuchtet. Anschließend wird der relevante Forschungsstand referiert, woran die Ableitung der Forschungshypothesen dieses Beitrags anschließt. In den darauf folgenden Abschnitten wird das dieser Analyse zugrunde gelegte Datenmaterial und dessen Entstehungskontext vorgestellt sowie die verwendeten quantitativen Analyseverfahren benannt und Aufschluss über die Operationalisierung der verwendeten Variablen gegeben. Abschließend werden die Ergebnisse präsentiert und diskutiert.

2. Problempotential: Sauberkeit

Sauberkeit ist kein objektiver Zustand, sondern vielmehr eine Frage der Definition. Anzunehmen ist, dass Akteure generell ein hohes Maß an Sauberkeit präferieren. Basierend auf dem eigenen Anspruch an die Sauberkeit wächst die Zufriedenheit mit steigendem Sauberkeitsgrad bis hin zur individuellen Sättigungsgrenze monoton an (vgl. Homans, 1968, p. 224-232). Innerhalb von Wohngemeinschaften stellt sich die Frage nach Sauberkeit, aufgrund des gemeinsam genutzten Wohnraums, nicht ausschließlich individuell. Für die Herstellung von Sauberkeit sind alle Akteure innerhalb der Wohngemeinschaft verantwortlich und die Ausführung der dafür notwendigen Reinigungsaufgaben lässt sich austauschtheoretisch nach Homans (1968) begreifen. Als Austausch sind laut Homans (1968) sämtliche sozial ausgerichtete Verhaltensweisen aufzufassen. Innerhalb eines Austauschverhältnisses entstehen für die involvierten Akteure individuelle Belohnungen und Kosten, die jeweils abhängig von persönlichen Einstellungen bewertet werden und emotionale Reaktionen hervorrufen. Der Austausch bietet die Möglichkeit, dass sich alle beteiligten Akteure besser stellen (vgl. Coleman, 1991, p. 47), da eingetauschten Gütern (Belohnungen) im Vergleich zu den dafür entrichteten Gütern (Kosten) ein subjektiv höherer Wert beigemessen wird (vgl. Homans, 1968, p. 52ff.). Sofern für einen Akteur andere Tauschmöglichkeiten lukrativer erscheinen, wird das aktuelle Austauschverhältnis verlassen (vgl. Thibaut &

Kelley, 1966, p. 100f.), etwa durch die Exit-Option des Auszuges aus der Wohngemeinschaft. Ist der Austausch für beide Akteure lukrativ, ziehen sie jeweils einen individuellen Nutzen aus der Tauschbeziehung, der jedoch nicht gleich hoch sein muss (vgl. Braun, 2004, p. 129f.). In Abhängigkeit ihres Anspruchsniveaus profitieren die Akteure innerhalb der Wohngemeinschaft von dem vorliegenden Sauberkeitszustand, erfahren Kosten durch die Anstrengungen der eigenen Reinigungsbeiträge und empfangen Belohnungen durch die Reinigungsbeiträge des Gegenübers. Akteure mit einem ähnlichen Sauberkeitsbedürfnis harmonieren, sofern sie in der Zielsetzung des angestrebten Zustandes und den daran orientierten Zielverfolgungen weitestgehend übereinstimmen. Fallen die Ansprüche jedoch weit auseinander, resultiert eine Reinigungsproblematik, die sich dahingehend zeigt, dass sich Akteur B mit dem Sauberkeitszustand S_1 zufrieden zeigt, wohingegen Akteur A Zustand S_2 anstrebt, der jedoch ebenfalls für B (eventuell noch in höherem Maße) zufriedenstellend ist. Um den Zustand S_2 zu erreichen, ist jedoch ein vergleichsweise höherer kollektiver Reinigungsaufwand als für Zustand S_1 erforderlich. Das Problem mit dem sich sowohl A als auch B, selbst bei einer Einigung auf einen bestimmten anzuvisierenden Zielzustand, konfrontiert sieht, ist zu entscheiden, an wessen Maßstäben sich der eigene Reinigungsbeitrag orientieren soll - ob also primär eigene Interessen verfolgt werden, oder eine Anpassung an die Interessen des Gegenübers stattfindet. Zur Vermittlung innerhalb dieser Problematik spielt die soziale Einbettung der Austauschbeziehung eine herausragende Rolle (vgl. Granovetter, 1985). Denn obwohl es unterschiedliche Interessen bezüglich der Herstellung von Sauberkeit gibt, bestehen aufgrund des Kollektivguts Wohnraum emotionale Interdependenzen zwischen den Haushaltsmitgliedern (vgl. Crott, 1979, p. 123). Akteure ziehen es vor, in Harmonie mit signifikanten Anderen zu leben (vgl. Festinger, 1954) und diese entsteht dann, wenn Austauschverhältnisse als gerecht erlebt werden (vgl. Homans, 1965, p. 274ff.).¹ Gerechtigkeit erhält somit einen Wert an sich und wird daher in Form von äquivalenten Reinigungsbeiträgen als mögliche beidseitig lukrative Kompromisslösung deklariert.

¹Dass als gerecht empfundene Beziehungen vergleichsweise stärker mit positiven Emotionen, wie etwa Zufriedenheit und Glücksempfinden im Zusammenhang stehen und weniger mit negativen Emotionen, wie beispielsweise Wut oder Schuld, gilt innerhalb der Equity-Forschung als empirisch gut belegt (z.B. Walster, Walster, & Traupmann, 1978).

Das Streben nach gerecht empfundenen Tauschverhältnissen und somit eine wechselseitige Orientierung an den gegenüberliegenden Interessenslagen erfolgt, um möglichen negativen Gefühlen, die durch die wahrgenommene Benachteiligung oder Übervorteilnahme entstehen würden, entgegenzuwirken (vgl. Homans, 1968, p. 62-67). Allerdings sind Gerechtigkeitsinterpretationen von subjektiver Natur, weshalb Tauschkonditionen von den beteiligten Akteuren hinsichtlich ihrer Fairness unterschiedlich bewertet werden können. Inwieweit sich eine beiderseits als gerecht erachtete Lösung tatsächlich durchsetzen lässt, hängt folglich von den individuellen Präferenzstrukturen der Akteure ab. Wird den Gerechtigkeitserwartungen eines austauschenden Akteurs nicht entsprochen und somit der Austausch als benachteiligend wahrgenommen, besteht für diesen Akteur die Möglichkeit, die Beziehungsqualität emotional abzuwerten und diese Abwertung im Verhalten gegenüber dem Interaktionspartner umzusetzen. Allerdings kann eine positive Beziehungsqualität zwischen den Akteuren auch gerechte Austauschverhältnisse herbeiführen, sofern diese beiderseits angestrebt wird. Stellt sich Harmonie als gemeinsames Ziel heraus, wird den Erwartungshaltungen der Akteure eher entsprochen, wodurch sie sich mehr Sympathie und Vertrauen als belohnende Austauschleistungen entgegenbringen, was wiederum ihre Chance von zukünftigen Erwartungserfüllungen erhöht und vice versa (vgl. Homans, 1968, p. 107ff.). Daher lässt sich die Reinigungsproblematik als Vertrauensproblem begreifen. Innerhalb des Austausches von Reinigungsleistungen liegt die Fähigkeit, die Erwartungshaltungen des Interaktionspartners zu enttäuschen und sich dadurch opportunistisch zu verhalten, im Anspruchsniveau begründet und beruht daher auf dem ‚Prinzip des geringsten Interesses‘ (vgl. Waller & Hill, 1966, p. 190-192) an der Herstellung von Sauberkeit. Mit welchen Strategien opportunistisches Verhalten erfolgreich reduziert und somit das Vertrauensproblem gelöst werden kann, wird nachfolgend theoretisch herausgestellt.

3. Lösung des Vertrauensproblems

Vertrauen kann definiert werden als „[...] Grad der Erwartung (die subjektive Wahrscheinlichkeit) von Akteur A, dass B nach einer kooperativen Handlung von A ebenfalls kooperativ handeln wird“ (Diekmann & Wyder, 2003, p. 566f.). Nach dieser

Auffassung stellt Vertrauen eine riskante Vorleistung dar, indem nicht-opportunistische Verhaltensweisen des Interaktionspartners antizipiert werden. Die Notwendigkeit zu dieser risikobehafteten Vorleistung ergibt sich aus einem Zeitproblem und einem damit einhergehenden Informationsproblem. Soziale Interaktion erfolgt grundsätzlich in Aktion-Reaktion-Sequenzen und ist daher immer mehr oder weniger zeitversetzt. Damit bleibt vor jeder neuen Aktionssequenz ungewiss, ob reaktives Verhalten des einen Akteures den impliziten oder expliziten Erwartungen des anderen Akteurs entspricht (vgl. Preisendörfer, 1995, p. 264). Um diesen ‚Zustand der Unsicherheit‘ zu überwinden, verringern Akteure durch rationale Abwägungen ihren Erwartungshorizont an zukünftiges Verhalten um bestimmte Alternativen. Dadurch wird die ursprüngliche Komplexität reduziert und ein Teil der Unsicherheit verwandelt sich in begründete Zuversicht – in einen Vertrauenszustand (vgl. Gilbert, 2007, p. 75). Allerdings ist Vertrauen entgegenzubringen, aufgrund von potentiell Opportunismus, immer mit einem gewissen Risiko verbunden. Opportunistisches Verhalten lässt sich als konsequente Interessensverfolgung auf Kosten Anderer charakterisieren und zeigt sich in vorsätzlichen Täuschungen (vgl. Williamson, 1990, p. 54), wie beispielsweise der Nichteinhaltung von Versprechen (Provan & Skinner, 1989, p. 203). Einerseits lässt sich zwar durch bereits vollzogene Tauschaktivitäten eher auf zukünftiges Verhalten des Gegenübers hinsichtlich Opportunismus schließen, was wiederum die eigene Erwartungshaltung festigen kann (vgl. Coleman, 1991, p. 123-137). Andererseits wird jedoch gerade durch die Fähigkeit, auf Lernen basierendes Vertrauen in Zukunftsverhalten entgegenzubringen (vgl. Buskens & Raub, 2004, p. 183), die Möglichkeit zum Rückgriff auf opportunistische Verhaltensweisen überhaupt erst eröffnet (vgl. Coleman, 1991, p. 125f.). Da es sich als unmöglich erweist, eine zuverlässige Identifikation von opportunistischen Akteuren im Voraus zu vollziehen (vgl. Buriánek, 2009, p. 64), bleibt Anderen Vertrauen entgegenzubringen grundsätzlich risikobehaftet (vgl. Luhmann, 2000, p. 53f.). Selbst in bereits lang andauernden Tauschbeziehungen mit kontinuierlich positiven Erfahrungen können individuelle Unsicherheiten niemals vollständig aufgelöst werden. Akteure, die einem hohen Opportunismus-Risiko ausgesetzt sind und selbst darum wissen, haben aus diesem

Grund einen besonders großen Anreiz, sich durch wirksame Verträge abzusichern (vgl. Williamson, 1990, p. 37-40).

Jedes Austauschverhältnis konstituiert sich durch ein im Konsens entworfenes Regelsystem, das nur für die am Austausch beteiligten Akteure Geltungskraft besitzt (vgl. Stemmer, 2002, p. 3). Mit der individuellen Akzeptanz der Regeln und damit mit einer Übereinstimmung von freien Willenserklärungen, entsteht zwischen den austauschenden Akteuren ein Vertragsverhältnis (vgl. Durkheim, 1991, p. 275-280), das die Reglementierung der Tauschbeziehung zum Zweck hat (vgl. Macaulay, 1963, p. 56).² Die Form und der Umfang des Vertrages können variieren: Sowohl verbal formulierte als auch schriftlich fixierte Vereinbarungen können eingesetzt werden. Verträge können mit einigen wenigen Klauseln allgemein gefasst werden oder mit einer Vielzahl an Klauseln versuchen, die Austauschbeziehung so detailliert wie möglich zu reglementieren. Allerdings resultieren aus dem Vertragsverhältnis individuell sogenannte Transaktionskosten, die sich als Investition in den Schutz vor opportunistischem Verhalten begreifen lassen. Diese Kosten beinhalten etwa ex-ante Vereinbarungskosten und ex-post Kontrollkosten (vgl. Picot, 1982, p. 270) und fallen je nach Form und Umfang des Vertrages individuell für die Akteure an. Somit wird der Grad der vertraglichen Absicherung zu einem transaktionskostenspezifischen Kalkül, wobei das Ausmaß der herrschenden Unsicherheit im Moment des Vertragsabschlusses zu berücksichtigen ist. Um etwaige Unsicherheiten zu überwinden, können zuvor verbal formulierte Austauschbedingungen schriftlich fixiert werden. Denn gemäß der Auffassung der Transaktionskostentheorie sind schriftliche Verträge komplexer als mündliche Verträge (vgl. Williamson, 1990, p. 22f.) und können, wegen ihren vergleichsweise geringeren Interpretationsspielräumen, höhere Wirkungsgrade in der Eingrenzung von Opportunismus erreichen (vgl. Blumberg, 2001, p. 828). Sofern sich Akteure stark misstrauen, können zusätzlich Sanktionsmechanismen als Bestandteil des

² Willensübereinstimmungen sind im Voraus nicht zwangsweise gegeben. Daher lässt sich das Moment des Vertragsabschlusses als Ergebnis eines Verhandlungsprozesses begreifen, innerhalb dessen, unter Berücksichtigung von Gerechtigkeitsaspekten (vgl. Benz, 2007, p. 108), eine Einigung über die Tauschkonditionen herbeigeführt werden soll. Jegliche Konditionen können potentiell ausgehandelt werden (vgl. Priddat, 2012, p. 67), mit dem Ziel, zu einer stabilen Lösung im Sinne von Nash (1950) zu gelangen.

Vertrages festgelegt werden, um dadurch individuell Anreize zur Vertragseinhaltung zu schaffen (vgl. Seebaß, 2006, p. 90f.). Denn die bindende Kraft des Vertrages ist bei der Annahme von eigeninteressierten Akteure weniger auf die moralische Verpflichtung zur Erfüllung von abgegebenen Versprechungen zurückzuführen, sondern vielmehr auf die zuvor definierten und zu antizipierenden negativen Konsequenzen, die bei einer Nichteinhaltung des Vertrages potentiell durchgesetzt werden könnten.³ Inwieweit vereinbarte Sanktionen die Kosten des Vertragsbruchs tatsächlich soweit erhöhen können, dass defektives Verhalten erfolgreich eingedämmt werden kann, hängt einzig von der Präferenzstruktur des (potentiellen) Opportunisten ab. Außerdem bleiben Verträge aufgrund der begrenzten Rationalität der vertragsschließenden Akteure immer unvollständig (vgl. Williamson, 1990, p. 36). Viele Eventualitäten sind ex-ante nicht absehbar und können somit nicht in der Vertragsgestaltung berücksichtigt werden (vgl. Williamson, 1979, p. 237). Ebenso eröffnen bereits ausgehandelte Konditionen Interpretationsspielräume: Vertragliche Bestimmungen können nur in Abhängigkeit eines zuvor definierten Zukunftszustandes greifen, wobei jedoch erhebliche Uneinigheiten über die tatsächlich eingetretenen Verhältnisse bestehen können (vgl. Williamson, 1975, p. 64ff.). Aus diesen Gründen kann ein auf Kontrolle basierender Schutz vor Opportunismus niemals vollkommen gewährleistet werden und so bleibt den Akteuren oftmals nichts anderes übrig als zu vertrauen. Zudem sind Austauschverhältnisse effizienter, wenn sich die beteiligten Akteure begründet vertrauen können (vgl. Lyons & Mehta, 1997, p. 239). Komplexe Verträge sind dadurch nicht mehr notwendig und die Kontrolle der Vertragseinhaltung erübrigt sich weitestgehend (vgl. Gilbert, 2007, p. 84). Somit richtet sich nicht nur die Auswahl des Vertragsumfangs, sondern im Umkehrschluss auch die Intensität des entgegenzubringenden Vertrauens nach der Höhe der Transaktionskosten (vgl. Preisendörfer, 1995, p. 271). Ebenso ist der Entschluss zu vertragsbrüchigem Verhalten auf rationale Abwägungen zurückzuführen, wobei folgende Aspekte in einer ‚Nutzenkalkulation unter Risiko‘ einbezogen werden: Für jedes mögliche Opportunismus-Niveau findet eine Verrechnung statt von a) der

³ Zwar sind auch positive Anreize zur Vertragseinhaltung möglich, diese sind jedoch für diese Arbeit unbedeutend und werden daher vernachlässigt.

Entdeckungswahrscheinlichkeit, b) der Sanktionswahrscheinlichkeit, c) den entstehenden Kosten bei einer Sanktionierung und d) den zu erwartenden Belohnungen bei ausbleibender Sanktionierung (vgl. Coleman, 1991, p. 125f.). Vor diesem theoretischen Hintergrund stellt Opportunismus somit, wie Eberl und Kabst (2010) es treffend ausdrücken, „(...) keine Konstante, sondern eine Variable [dar]“ (Ebd., p. 119). Zur Lösung des durch potentiellen Opportunismus verursachten Vertrauensproblems kann, mit jeweiligen Vor- und Nachteilen, der Vertragsabschluss, aber auch gegenseitiges Vertrauen beitragen.

4. Forschungsstand & Hypothesen

Innerhalb der letzten Jahrzehnte hat sich die interdisziplinäre empirische Forschung verstärkt dem Vertrauenskonzept gewidmet und kann vielfältige Einsichten zu wesentlichen Determinanten des individuellen Vertrauens liefern. So wurden biologische Faktoren, wie etwa das Hormon Oxytocin identifiziert, das die individuelle Risikobereitschaft in zwischenmenschlichen Beziehungen erhöht und dadurch maßgeblich zur Vertrauensbildung beiträgt (vgl. Kosfeld, Heinrichs, Zak, Fischbacher, & Fehr, 2005). Ebenso konnten wichtige psychologische Bedingungsfaktoren ausgemacht werden. Beispielsweise konnte Fehr (2009) mithilfe der SOEP Daten nachweisen, dass das globale Vertrauen in Mitmenschen umso geringer ausfällt, je größer die individuelle Risikoaversion und je stärker die Abneigung gegen potentielle Vertrauensbrüche ausgeprägt ist. Um einem Vertrauensbruch durch Opportunismus entgegenzuwirken, konnte die Reputation als bedeutende soziologische Größe herausgestellt werden. Vor allem für einmalige Transaktionsbeziehungen ist eine positive Reputation entscheidend, damit kooperatives Verhalten die lukrativste Reaktion auf einen entgegengebrachten Vertrauensvorschuss darstellt. Exemplarisch konnten Diekmann und Wyder (2002) mit ihrer Analyse von Internet-Auktionen zeigen, dass gegenwärtiges kooperatives Verhalten innerhalb von anonymen Austauschnetzwerken durch zukünftige Interaktionspartner honoriert wird. Solche Reputationseffekte entstehen aber auch innerhalb von Austauschverhältnissen. Dabei wird gemeinhin zwischen den gemeinsamen Tauscherfahrungen („Schatten der Vergangenheit“) und den gemeinsamen Zukunftserwartungen an die Austauschbeziehung („Schatten der

Zukunft⁴) differenziert. Anhand von periodischen Lohnspielen konnten Brown, Falk und Fehr (2004) die herausragende Relevanz dieser beiden Faktoren für den Aufbau von Vertrauensbeziehungen experimentell nachweisen. Der Fokus ihrer Untersuchungen lag auf der Entwicklung des Zusammenspiels zwischen der Vertrauensvorleistung (Lohnzahlungen des Arbeitgebers), der antizipierten Vertrauenswürdigkeit (erwartetes Anstrengungsniveau) und der faktischen Vertrauenserwiderung (tatsächliches Anstrengungsniveau des Arbeitnehmers). Sie konnten zeigen, dass sowohl die Lohnzahlungen als auch das erwartete sowie das tatsächliche Anstrengungsniveau im Zeitverlauf durchschnittlich anstiegen, sofern sich zwischen einem Arbeitgeber und einem Arbeitnehmer periodenübergreifend eine Vertrauensbeziehung formieren konnte. War der Aufbau von Vertrauensbeziehungen dagegen nicht möglich, fand der Austausch mit ständig wechselnden Interaktionspartnern statt und manifestierte sich auf einem signifikant niedrigeren Niveau. Diese Niveauunterschiede führen die Autoren auf die positive Reputation zurück, die Arbeitnehmer innerhalb der Vertrauensbeziehungen aufbauen konnten, indem sie dem Arbeitgeber durch gegenwärtiges kooperatives Verhalten weitere Kooperationsabsichten signalisierten. Aufgrund der wachsenden gemeinsamen Vergangenheit waren für den Arbeitgeber immer höhere Zukunftserwartungen an den Arbeitnehmer gerechtfertigt. Im Umkehrschluss lassen sich die Ergebnisse von Brown et al. (2004) auch dahingehend interpretieren, dass eine situationsspezifische Risikobewertung dafür ursächlich ist, ob sich überhaupt Vertrauensbeziehungen bilden können oder ob bereits entgegengebrachtes Vertrauen schrittweise entzogen wird. Mit rückläufigem Vertrauen wächst jedoch das latente Bedürfnis, sich anderweitig gegen potentiellen Opportunismus abzusichern. Diese steigenden Erwartungsunsicherheiten lassen sich, etwa mithilfe von Verträgen, durch eine Verlagerung von lernbasiertem Vertrauen in kontrollbasiertes Vertrauen reduzieren (vgl. Buskens & Raub, 2004, p. 189ff.).⁴ Sinnvolle Kontrolle gelangt jedoch schnell an

⁴ Insbesondere Williamson (1993) hat auf die terminologische Widersprüchlichkeit von Vertrauen und Kontrolle hingewiesen. Allerdings sind zuverlässige Prognosen für begrenzt rationale Akteure unmöglich, da Entscheidungen, basierend auf den subjektiven Nutzenabwägungen, wechselseitig intransparent bleiben. Zusätzlich verändern sich Präferenzstrukturen in Anbetracht der sich ständig wandelnden Umwelt kontinuierlich. Aus diesen Gründen bleibt auch bei starker Kontrolle, die beispielsweise auf sehr hohen durchsetzungsfähigen Sanktionen basiert, eine gewisse Erwartungsunsicherheit bestehen, wodurch ein Mindestmaß an Vertrauen notwendig bleibt.

ihre Grenzen, wie bereits Strickland (1958) mithilfe seines klassischen Vertrauensperiments durch modellierte asymmetrische Kontrollbeziehungen aufzeigen konnte. Er stellte heraus, dass die Entstehung von Vertrauen dadurch gehemmt wird, dass der kontrollierende Akteur, unabhängig von den tatsächlichen Einflüssen seiner Kontrolle auf das Verhalten des kontrollierten Akteurs, positive Auswirkungen auf seine Kontrollaktivitäten zurückführt. Durch den möglichen Fehlschluss, dass kooperatives Verhalten ausschließlich unter Kontrolle zu erreichen sei, wird die Kontrolle zu einer Art ‚Selffulfilling Prophecy‘ (vgl. Eberl, 2012, p. 99). Auch durch einen perspektivischen Wechsel kann die Effizienz von Kontrolle in Frage gestellt werden. Da Vertrauensbeziehungen subjektiv als erstrebenswert gelten (z.B. Macaulay, 1963), bleibt offen, wie ein Akteur auf einseitige Bestrebungen seines Interaktionspartners zur Erhöhung von Kontrollmaßnahmen in Form einer Vertragsausweitung reagiert. Gemäß den Befunden von Fehr und Gächter (2002) können eingeführte komplexe Verträge aufgrund des Vertrauensentzugs zuvor freiwillige Kooperationen destabilisieren. Das Etablieren von komplexen Verträgen wird als Misstrauen gewertet und somit die Reduktion der eigenen Austauschleistungen als angemessene Reaktion empfunden (vgl. Frey, 1993). Dass Vertrauen unmittelbare Effekte auf den gesamten Output von Austauschverhältnissen hat, gilt als empirisch gut belegt, wie etwa die Metaanalyse von Dirks und Ferrin (2001) eindrucksvoll illustriert. So fördert Vertrauen im Arbeitskontext beispielsweise die Kommunikation und erhöht die individuelle Arbeitsleistung und Arbeitszufriedenheit. In Anbetracht dieser Befunde wird vielfach angenommen, dass Vertrauen und Verträge in einem substituierenden Verhältnis zueinander stehen (z.B. Gilbert, 2007). Diese Substitutionsannahme begründet sich dahingehend, dass aufgrund von bestätigten Erwartungshaltungen in der Vergangenheit Vertrautheit generiert wird, an die weiteres Vertrauen anschließen kann (vgl. Luhmann, 2000, p. 20-27). Dadurch wird eine detaillierte Ausarbeitung von vertraglichen Regulierungen überflüssig (z.B. Adler, 2001).⁵ Diese entstehende Vertrautheit kommt in einer positiveren Einschätzung der Beziehung zum Austauschpartner zum Ausdruck, wobei sich umso mehr Vertrauen wechselseitig

⁵ Wie allerdings Eberl und Kabst (2010) mit ihrer Analyse von Joint-Venture Unternehmungen herausstellen, wird in Vertrauensbeziehungen nur solche vertragliche Kontrolle reduziert, die im direkten Zusammenhang mit den Bemühungen stehen, defektives Verhalten einzugrenzen.

entgegengebracht wird, je besser die Beziehungsqualität subjektiv wahrgenommen wird (vgl. Köhling, 2013, p. 10f.). Vertrautheit stellt folglich eine Dimension der Beziehungsqualität dar und rechtfertigt somit die Verwendung der Beziehungsqualität als Vertrauensindikator. Um die angenommene Substitutionsbeziehung zwischen Vertrauen und Vertrag herauszustellen, soll daher die erste Hypothese *H1* wie folgt lauten: *Je positiver die Beziehungsqualität wahrgenommen wird, desto seltener liegen komplexe Verträge vor.*

Aufgrund des Risikos, das die Vertrauensvorleistung mit sich bringt, muss die Motivation des Tauschpartners zur Vertrauenserwiderung ersichtlich werden, sodass ein Akteur in die Beziehungsqualität investiert (vgl. Eberl, 2010, p. 104) und auf komplexe Verträge verzichten kann. Wird Vertrauen allerdings als zu riskant bewertet, kann die Opportunismus-Intensität gemäß dem Transaktionskostenargument durch eine schriftliche Vertragsfixierung wirksam gesenkt und dadurch Erwartungssicherheiten geschaffen werden. Konträre empirische Ergebnisse hierzu liefert Abraham (2001) durch seine Untersuchungen des Zahlungsverhaltens in ökonomischen Auftraggeber-Auftragnehmer-Relationen. Seinen Befunden zufolge erhöht das Vorliegen von schriftlichen Verträgen sogar die Wahrscheinlichkeit mit Opportunismus konfrontiert zu werden. Diesen Umstand erklärt er damit, dass vor allem dann, wenn sich Austauschpartner ausreichend Vertrauen entgegenbringen, mündliche Verträge ihren Einsatz finden (vgl. ebd., p. 42). Da jedoch im Gegensatz zu den Analysen von Abraham (2001) die Vertrauenskomponente als Einflussfaktor in den anschließenden Untersuchungen mitberücksichtigt wird, hält *H2* weiter an dem postulierten Zusammenhang der Transaktionskostentheorie fest: *Durch die Verschriftlichung von Verträgen wird in Austauschverhältnissen das Ausmaß von Opportunismus reduziert.*

Ein Anzeichen dafür, dass vollständige und damit wirksame Verträge vorliegen, ist die Abwesenheit von Opportunismus. In Bezug auf dieses idealtypische Kriterium der Vollständigkeit lässt sich argumentieren, dass komplexere Verträge, mit einer höheren Anzahl an vertraglichen Bedingungen, mehr relevante Aspekte der Tauschbeziehung abdecken können. Dadurch sind diese Verträge im Nachhinein leichter auszulegen und auch durchzusetzen (vgl. Woolthuis Klein, Hillebrand, & Nooteboom, 2005, p. 817).

Einfachere Verträge müssen dagegen mit weniger eher unspezifisch formulierten Klauseln versuchen, einen ebenso großen Bereich abzudecken, wodurch aber ein größerer Interpretationsspielraum entsteht (vgl. Blumberg, 2001, p. 828), der das Opportunismus-Potential erhöht. Dieses Argument zum Vertragsumfang im Sinne der Transaktionskostentheorie aufgreifend, wird *H3* wie folgt formuliert: *Je umfangreicher die Verträge sind, desto geringer ist das Ausmaß von Opportunismus.* Allerdings erscheint eine hierzu widersprechende Auslegungsmöglichkeit ebenso plausibel und soll daher in den Hypothesen berücksichtigt werden: Die Vertragskomplexität stellt kein hinreichendes Kriterium für die Vollständigkeit von Verträgen dar. So lässt sich gegenläufig argumentieren, dass sich einfachere Verträge als vergleichsweise vollständiger erweisen können, sofern sie alle relevanten Aspekte des Tauschverhältnisses umfassen und die Klauseln von umfangreicheren Verträgen nur auf unwesentliche Aspekte abzielen (vgl. Buriánek, 2009, p. 92). Diesem Argument folgend wird die zuvor postulierte Auswirkung des Vertragsumfangs auf Opportunismus in Frage gestellt. Ausgehend von einer generellen Vertragswirksamkeit muss der reduzierende Effekt auf opportunistisches Verhalten folglich nicht in der Quantität, sondern vielmehr in der Qualität der Vertragskonditionen gesucht werden. Die Wirkung lediglich in einzelnen Bedingungen vermutend lautet *H4* somit: *Der steigende Vertragsumfang trägt nicht uneingeschränkt zur Reduktion von Opportunismus bei. Einige Vertragsklauseln führen zu einer Reduktion von Opportunismus, andere Klauseln können Opportunismus dagegen nicht reduzieren.*

Verträge können in Anbetracht der begrenzten Rationalität niemals vollständig sein, weshalb Kontrolle zwangsläufig an ihre Grenzen stößt. Mögliche Defizite von Verträgen in der Opportunismus-Reduktion kann ein vertrauensbasierter Sicherheitsmechanismus unter Umständen ausgleichen. Dadurch würden sich Vertrag und Vertrauen in ihrer Wirkung ergänzen (vgl. Gilbert, 2007, p. 84). Durch die individuelle Fähigkeit zur emotionalen Abwertung der Beziehungsqualität und den daraus resultierenden sozialen Verhaltensweisen (vgl. Festinger, 1968, p. 18-24), erhält Vertrauen, von Harmoniebestrebungen der Akteure ausgehend, einen sanktionierenden Charakter. Die Relevanz dieses vertragsexternen Sanktionspotentials stellten Hinz und

Wagner (2008) in ihren Untersuchungen von Tauschnetzwerken heraus. Sie lieferten empirische Evidenzen dafür, dass eine erhöhte Wahrnehmung des eigenen Sanktionspotentials die Chance reduziert, durch defektive Verhaltensweisen Schaden zu nehmen. Im Einklang mit den Befunden von Hinz und Wagner (2008) soll für die Beziehungsqualität, als Vertrauensindikator mit vertragsexternem Sanktionspotential, die anschließende Hypothese formuliert werden. (H5): *Je positiver die Beziehungsqualität bewertet wird, desto geringer ist das Ausmaß von Opportunismus.*

Sofern sich ein negativer Einfluss sowohl von Verträgen als auch von Vertrauen auf die Opportunismus-Intensität herausstellt, haben beide Konzepte eine komplementäre Wirkungsweise. Es bleibt jedoch in diesem Fall offen, welcher der beiden Sicherheitsmechanismen sich als wirkungsvoller erweisen kann. Die drei nachfolgenden Argumente sollen die These stützen, dass Vertrauen relativ einen größeren Beitrag zur Eingrenzung von opportunistischem Verhalten leistet: Die Wirkungskraft von Verträgen ist kontextabhängig. Während ökonomische Tauschbeziehungen rechtlich geschützt sind, sind die Eingriffsmöglichkeiten von externen regulierenden Instanzen in marktfernen Kontexten sehr stark eingeschränkt. In solchen Arrangements müssen die austauschenden Akteure daher im Wesentlichen selbst für die Vertragsdurchsetzung sorgen. Aus diesem Grund gestaltet sich die Durchsetzung von Verträgen als schwierig, was Hinz und Wagner (2008) in ihren Analysen von Tauschnetzwerken sogar dazu bewegt hat, vollends auf die Vertragskomponente zu verzichten. Wie jedoch bereits dargestellt, soll die Wirkungskraft von Verträgen nicht vollends abgesprochen werden. Allerdings greifen Verträge wegen der begrenzten Rationalität und dem individuellen Transaktionskostenkalkül, das die vertragliche Absicherung determiniert, tendenziell zu kurz, um defektive Verhaltensweisen vollends verhindern zu können. Zudem kann ein auf Vertrauen abzielender Austauschpartner eine einseitig angestrebte Vertragserweiterung als Misstrauen interpretieren und somit für sich opportunistische Verhaltensweisen legitimieren. Auf Grundlage dieser Argumente lautet H6 somit: *Die positive Bewertung der Beziehungsqualität liefert, im Vergleich zum Vertrag, einen größeren Beitrag zur Reduktion von Opportunismus.*

Abschließend soll im Hinblick auf das spezielle Design des gewählten Fallbeispiels eine weitere Hypothese aufgestellt werden. Innerhalb der dargestellten Mixed-Motive-Problematik in Wohngemeinschaften wird, neben den individuellen Sauberkeitsansprüchen der Akteure, insbesondere durch die Präferenzstruktur des potentiellen Opportunisten bestimmt, inwieweit eine Äquivalenz der Reinigungsbeiträge erzielt werden kann. Es kann angenommen werden, dass auch für opportunistische Akteure Beziehungen erstrebenswert sind, in denen ein gewisses Mindestmaß an Vertrauen für einen harmonischen Umgang innerhalb des gemeinsam geteilten Wohnraums sorgt. Wenn sich jedoch eine Vertrauensbeziehung bereits auf dem individuell nutzenmaximierenden Niveau etabliert hat, können potentiell opportunistische Akteure aus einem höheren ihnen entgegengebrachten Vertrauen keinen zusätzlichen Nutzen ziehen und präferieren daher opportunistische Verhaltensweisen. Demzufolge lässt sich vermuten, dass Vertrauen als vertragsexternes Sanktionspotential den defektiven Verhaltensweisen nicht uneingeschränkt entgegenwirkt. Diese Vermutung aufgreifend wird *H7* als Sättigungshypothese wie folgt formuliert: *Es existiert eine Sättigungsgrenze, ab der eine positiver empfundene Beziehungsqualität das Ausmaß von Opportunismus nicht mehr reduzieren kann.*

5. Untersuchungsdesign & Datenbasis

Nachfolgend wird das der Hypothesenprüfung zugrunde liegende Datenmaterial vorgestellt. Die Daten basieren auf den Rückläufen der durchgeführten Studie ‚Wohnformen & Sauberkeit‘ (2012, eigene Erhebung) mit primärem Fokus auf Wohngemeinschaften. Diese im Querschnittsdesign angelegte Online-Befragung wurde innerhalb des Zeitraums vom 07. Oktober bis 01. November 2012 durchgeführt. Das Rekrutierungsschreiben zur Befragung wurde primär im virtuellen sozialen Netzwerk Facebook[®], vorrangig in studentischen Gruppen des deutschsprachigen Raums, publiziert.⁶ Dem Erhebungsprozess lag keine zufällige Stichprobenziehung zugrunde.⁷

⁶ Für die Nutzung des Online-Netzwerks zur Datenerhebung spricht die hohe generierbare Reichweite (für diese Studie 415.970 Personen) und die Möglichkeit zur Zielgruppenorientierung. Die Konzentration auf Studenten kann unter anderem mit dem beachtlichen Anteil der in Wohngemeinschaften lebenden Studierenden begründet werden – 2012 in Deutschland rund 29% (vgl. Middendorff, Apolinarski, Poskowsky, Kandulla, & Netz, 2013, p. 406f.).

Als Erhebungsinstrument diente ein selbst konstruierter weitestgehend standardisierter Fragebogen, der innerhalb eines Pretests validiert werden konnte. Dieses bis zu 107 Items umfassende Instrument zielt in erster Linie auf die Erfassung von relevanten Aspekten der Reinigungsproblematik innerhalb von Wohngemeinschaften ab: Hierzu zählen sowohl subjektive Einschätzungen zum eigenen sowie zum Verhalten der übrigen Haushaltsmitglieder als auch generelle Einstellungen der Befragten, zudem soziodemographische Angaben. Die resultierende Bruttostichprobe beläuft sich auf insgesamt 1.782 Rückläufe von Personen aus Wohngemeinschaften. Durch Qualitätsfilterung nach ‚Maluspunkten‘ (vgl. soSci Survey, 2014) und nach anderen Qualitätskriterien verblieben 1.347 Fälle. Zusätzlich mussten die Daten einer inhaltlichen Anpassung unterzogen werden: Da objektiv betrachtet Gerechtigkeit vorliegen kann, jedoch beide Akteure das Austauschverhältnis zu ihren eigenen Ungunsten wahrnehmen können, muss in auf Opportunismus abzielenden Wirkungsanalysen zwangsläufig auf die subjektive Perspektive abgestellt werden (vgl. Grau, Penning, & Andreß, 2010, p. 203). Aufgrund von Validitätsproblemen erscheint es zusätzlich ratsam auf die Übernahme der Individualperspektive des Opportunisten zu verzichten (vgl. Abraham, 2001, p. 35). Daher konzentriert sich die vorliegende Untersuchung ausschließlich auf die Sichtweise von nicht-opportunistischen Akteuren.⁸ Per Definition wurden daher weitere 140 Fälle von den Analysen ausgeschlossen, da betreffende Befragte im Vergleich zu ihren Mitbewohnern einen geringeren Reinigungsbeitrag angegeben hatten und somit ihr eigenes Verhalten als opportunistisch einschätzten. Außerdem wurde solchen Fällen die Mitberücksichtigung verwehrt, die eine als maximal definierte Haushaltsgröße von zehn Personen überschritten oder bei denen die Anstellung einer externen Reinigungsfachkraft angegeben wurde. Dies führte dazu, dass weitere 52 Fälle unberücksichtigt blieben. Letzteres kann dadurch begründet werden, dass mit dem Hinzuziehen einer externen Reinigungsfachkraft interne Reinigungsarbeiten in den betreffenden Wohngemeinschaften eventuell vollends

⁷ Daraus resultierende Selbstselektionsprozesse können jedoch hinsichtlich der Zielsetzung des Forschungsbeitrags, der lediglich Zusammenhangshypothesen prüft, vernachlässigt werden.

⁸ Gravierende Validitätsprobleme basieren dabei vor allem auf der Subjektivität des Designs und darauf beruhender Probleme der sozialen Erwünschtheit und den individuellen Bestrebungen zur Reduktion von kognitiven Dissonanzen (vgl. Festinger, 1968), die bei selbstberichteten Opportunismus stärker ins Gewicht fallen.

ausbleiben und sich somit keine Reinigungsproblematik ergibt.⁹ Statistisch bedingt musste zusätzlich auf 29 Fälle verzichtet werden, um die Fallzahlen der multivariaten Modelle einander anzugleichen. Die somit letztlich zu analysierende Nettostichprobe umfasst 1.126 Personen. Die statistischen Auswertungen des Datenmaterials, insbesondere der anschließend vorgestellten Variablen, konzentrierten sich multivariat auf den Einsatz von relativ robusten OLS-Regressionsverfahren (vgl. Backhaus, Erichson, Plinke, & Weiber, 2008, p. 92f.) und Logit-Regressionen sowie Order-Logits, wobei das akzeptierte Signifikanzniveau auf fünf Prozent festgelegt wurde.¹⁰

6. Operationalisierung & Verteilung zentraler Variablen

Die relevanten Skalen und Indices werden nun nachfolgend vorgestellt. Zur besseren Lesbarkeit wurde deren Wertebereich auf [-2] bis [+2] normiert (Zur Formulierung der Items siehe Tabelle 3). Im Zentrum dieses Forschungsbeitrags steht Opportunismus. Am gewählten Beispiel der Reinigungsproblematik in Wohngemeinschaften manifestiert sich dieses defektive Verhalten in der negativen Abweichung vom Prinzip der äquivalenten Aufteilung der Reinigungsbeiträge. Sowohl die *eigene Beteiligung* an den Reinigungsarbeiten als auch die *Mitbewohnerbeteiligung* in ihrer Gesamtheit, schätzten die Befragten jeweils auf einer neunstufigen Skala von „sehr gering“ [-2] bis „sehr hoch“ [+2] ein. Dabei wurde der Eigenanteil an den Reinigungsarbeiten mit durchschnittlich 1,08 Skalenpunkten (SD=0,63) zu vergleichsweise 0,21 Punkten (SD=0,85) signifikant höher eingeschätzt ($t=28,29$; $df=1125$; $p<0,001$). Das Ausmaß opportunistischen Verhaltens kommt in der Differenz der jeweiligen Reinigungsbeiträge zum Ausdruck. Da die Mitbewohnerbeteiligung per Definition nicht geringer als die eigene Beteiligung ausfällt, resultiert für die Variable *Beteiligungsverhältnis* ebenfalls eine neunstufige Skala und beläuft sich im Mittel auf 0,44 Skalenpunkte (SD=0,52). Eine ebenso zentrale Rolle kommt der Vertragsform zu, wobei zunächst binär, ohne qualitative Abstufungen, unterschieden wurde. Eine schriftliche Ausarbeitung des

⁹ Unter dem Gesichtspunkt der Transaktionskostentheorie kann die Beauftragung einer externen Reinigungsfachkraft als ein Akt der Kostenminimierung interpretiert werden, wobei eine Auslagerung der Reinigungsarbeiten dann stattfindet, wenn die interne Lösung vergleichsweise kostenintensiver ist (vgl. Coase, 1937, p. 44).

¹⁰ Zur Datenanalyse wurde ausschließlich die Statistiksoftware Stata[®] 11 verwendet.

Putzplans (Vertrag) liegt in 53 Prozent aller betrachteten Haushalte vor. Schriftlich fixierte Verträge können wiederum hinsichtlich ihres *Vertragsumfangs* unterschieden werden, wobei folgende vier Klauseln angegeben werden konnten: a) eine Regelung der *personellen Zuständigkeit*, b) eine *bereichsspezifische Abgrenzung* der Zuständigkeit, c) eine *zeitliche Eingrenzung* und d) zu erwartende *Sanktionen* bei Nichterfüllung der Vertragskonditionen.¹¹ Die personelle Zuständigkeit wird in 558 Haushalten schriftlich festgehalten. Eine Fixierung von bereichsspezifischen Abgrenzungen ist in 480 Fällen zu finden und eine zeitliche Eingrenzung erfolgt in 285 Haushalten. Lediglich 39 Verträge beinhalten schriftlich fixierte Sanktionen. Der Vertrauensindikator *Beziehungsqualität* wurde durch einen additiven Index, bestehend aus insgesamt neun likert-skalierten Items, die unterschiedliche Aspekte der Vertrautheit innerhalb der Beziehung zu den Haushaltsmitgliedern beleuchten, operationalisiert. Das Verhältnis zu den Mitbewohnern wurde von den Befragten eher positiv bewertet. Im Durchschnitt beläuft sich das Ausmaß dieses Vertrauensindikators auf 0,92 Skalenpunkte (SD=0,86). Die Einschätzung des eigenen *Pflichtbewusstseins* konnte durch eine fünfstufige Skala von „trifft nicht zu“ [-2] bis „trifft voll zu“ [+2] erhoben werden. Mit durchschnittlich 1,06 Punkten (SD=0,86) schätzten sich die Befragten als eher pflichtbewusst ein. Die relevanten Sauberkeitsvariablen kommen wie folgt zum Ausdruck: Die *Bewertung des Sauberkeitszustandes* wurde durch eine neunstufige Skala von „überhaupt nicht sauber“ [-2] bis „sehr sauber“ [+2] erfasst und weist im Mittel 0,58 Skalenpunkte (SD=0,82) auf. Die *Zufriedenheit mit dem Sauberkeitszustand* wurde in fünffacher Abstufung von „äußerst unzufrieden“ [-2] bis „äußerst zufrieden“ [+2] erhoben und beläuft sich im Durchschnitt auf 0,47 Punkte (SD=1,09). Mithilfe eines additiven Index, bestehend aus insgesamt sieben likert-skalierten Einstellungsfragen, wurde das individuelle *Anspruchsniveau* (Sauberkeitsbedürfnis) abgebildet (Mean=0,55; SD=0,70). Ebenfalls durch einen additiven Index wurde das Konstrukt *Wohnverständnis* (Mean=0,74; SD=0,60) empirisch greifbar gemacht, das das individuelle Nutzungsverhalten des Wohnraumes ausdrückt (für weitere Details zur Indexkonstruktion siehe Anhang in Tabelle 4; zur Operationalisierung weiterer Kontrollvariablen siehe Anhang, Tabelle 2).

¹¹ Positive Sanktionen finden wegen der geringen Fallzahlen keine Berücksichtigung.

7. Ergebnisse

Multivariate Analysen können die aufgestellten Forschungshypothesen weitestgehend bestätigen. Logistische Regressionsmodelle (Anhang: Tabelle 5) liefern empirische Evidenzen dafür, dass Vertrauen und Vertrag tatsächlich in einer substituierenden Beziehung stehen. Für das Vorliegen von komplexen Verträgen stellt sich die Beziehungsqualität als entscheidender Faktor heraus. Der Vertrauensindikator hat sowohl einen hochsignifikanten Einfluss auf die schriftliche Vertragsfixierung (Modell 1) als auch einen signifikanten Effekt auf den Vertragsumfang (Modell 2). Je schlechter die Beziehungsqualität wahrgenommen wird, desto eher liegt ein Vertrag verschriftlicht vor und macht gleichzeitig die Existenz von umfangreicheren Verträgen wahrscheinlicher. Auf komplexere Verträge wird dann verstärkt zurückgegriffen, wenn sich die Akteure nicht genügend Vertrauen entgegenbringen können. Somit findet die Substitutionshypothese *H1* empirischen Rückhalt und wird daher akzeptiert. Weiterhin lassen sich die von den Hypothesen postulierten Zusammenhänge zur Eingrenzung von opportunistischem Verhalten, das in der Abweichung vom Prinzip der äquivalenten Aufteilung der Reinigungsarbeiten zum Ausdruck kommt, mithilfe von OLS-Regressionen überwiegend aufzeigen (Tabelle 1). In allen Koeffizientenblöcken von Modell 3 zeigt sich jeweils zumindest ein signifikanter Effekt der Vertragsform auf das Ausmaß von Opportunismus. Eine starke Reduktion der Beteiligungsdifferenz zwischen den Befragten und den übrigen Haushaltsmitgliedern ist auf das Vorliegen eines schriftlichen Vertrages zurückzuführen, sodass *H2* zu bestätigen ist. Die schriftliche Vertragsfixierung stellt somit eine wirkungsvolle Maßnahme zur Eingrenzung von Opportunismus dar. Im Hinblick auf den Vertragsumfang zeigen sich jedoch die Befunde entgegengesetzt zum transaktionskostentheoretisch postulierten Zusammenhang (Tabelle 6). Innerhalb von Modell 4 kann lediglich für die verschriftliche Vertragsklausel, die die personelle Zuständigkeit anspricht, eine signifikant negative Auswirkung auf das Beteiligungsverhältnis ausgemacht werden. Die Fixierung der übrigen Klauseln liefert dagegen jeweils nur eine unwesentliche Erklärungskraft. Trotzdem zeigt sich ein, zwar nicht signifikanter, aber dennoch interessanter Effekt der Sanktionsfixierung. Sind Sanktionen Bestandteil des Vertrages,

wird dadurch die Beteiligungsdifferenz sogar leicht vergrößert. Im Hinblick auf die Hypothesen sind die Befunde jedoch eindeutig: Da nicht auf jede Vertragsklausel ein wesentlicher Beitrag zur Reduktion von Opportunismus zurückzuführen ist, muss die im Sinne der Transaktionskostentheorie formulierte Hypothese *H3* zugunsten von *H4* aufgegeben werden.

Neben der Vertragskomponente erweist sich zusätzlich Vertrauen, operationalisiert durch die subjektive Bewertung der Beziehungsqualität, als bedeutende Einflussgröße zur Eingrenzung von Opportunismus (Tabelle 1). In allen Koeffizientenblöcken von Modell 3 zeigt sich ein stark negativer höchstsignifikanter Einfluss des Vertrauensindicators auf die relative Beteiligung. Je besser die Beziehungsqualität subjektiv empfunden wird, desto geringer fällt die Diskrepanz zwischen den eigenen Reinigungsbeiträgen und denen der übrigen Haushaltsmitglieder aus. Die Beziehungsqualität stellt folglich eine bedeutsame Determinante zur Reduktion von opportunistischem Verhalten dar, wodurch *H5* Bestätigung findet. Vertrauen und Verträge stellen somit jeweils funktionierende Schutzmechanismen dar, die für sich genommen wirksam zur Verringerung von defektiven Verhaltensweisen beitragen können. Im direkten Vergleich der jeweiligen Reduktionsleistungen zeichnet sich jedoch ein klares Bild ab: In allen OLS-Regressionsmodellen weißt der Vertrauensindikator einen deutlich höheren Erklärungsgehalt an dem Ausmaß von Opportunismus auf. So kann die Vertragskomponente beispielsweise im dritten Koeffizientenblock von Modell 3 für sich genommen lediglich 0,4 Prozent der Varianz der Opportunismus-Variablen aufklären, wohingegen ein erklärter Varianzanteil von 3,4 Prozent alleine auf die Bewertung der Beziehungsqualität zurückzuführen ist. Folglich trägt Vertrauen in beträchtlich höherem Maße zur Verringerung von opportunistischem Verhalten bei, wodurch *H6* zu akzeptieren ist. Somit trägt eine positiver empfundene Beziehungsqualität, in Relation zur Ausgestaltung des Sauberkeitsaspekte aufgreifenden Regelsystems, stärker zur Auflösung der Reinigungsproblematik bei. Allerdings zeigt sich der bedeutende Effekt des Vertrauens auf die Opportunismus-Intensität nicht uneingeschränkt. Dies können abschnittsweise Regressionen aufzeigen (Tabelle 7), wobei zwei geschätzte Modelle nach dem Ausmaß der Beziehungsqualität

differenzieren. Durch einen Split entlang des arithmetischen Mittels wurden zwei Gruppen gebildet, die den Grad der Vertrauensbeziehung in ein niedriges Niveau (Beziehungsqualität < Mean) und in ein hohes Niveau (Beziehungsqualität > Mean) unterteilen.¹² Für Beziehungen mit niedrigem Vertrauensniveau sticht die herausragende Bedeutung der Beziehungsqualität zur Reduktion von Opportunismus ebenfalls heraus (Modell 5). Es kann ein höchstsignifikanter Effekt des Vertrauensindikators nachgewiesen werden, der mit einem eigenständig aufgeklärten Varianzanteil von 2,0 Prozent einen wesentlichen Beitrag zur Opportunismus-Reduktion leistet. Wenn allerdings bereits eine Vertrauensbeziehung auf einem hohen Niveau vorliegt, verliert das Ausmaß des Vertrauens für die Eingrenzung von opportunistischem Verhalten an Relevanz (Modell 6). Mit einem nicht mehr signifikant ausfallenden Effekt hat die Beziehungsqualität nur noch einen unwesentlichen Erklärungsgehalt. Diese empirischen Befunde deuten auf die Existenz einer Sättigungsgrenze des Vertrauens hin, ab der zusätzliches Vertrauen keine Auswirkung mehr auf die Reduktion von Opportunismus hat.¹³ Zusätzlich sollten die Ergebnisse unter dem Aspekt betrachtet werden, dass sich die Reinigungsproblematik bei unterschiedlichen Vertrauensniveaus ebenfalls auf verschiedenen Niveaus manifestiert. Denn innerhalb von Vertrauensbeziehungen auf niedrigem Niveau fällt die Opportunismus-Intensität mit durchschnittlich 0,61 Skalenpunkten (SD=0,60) um 0,31 Punkte höchstsignifikant höher aus, als in Beziehungen mit einem hohen Vertrauensniveau ($t=9,92$; $df=775,57$; $p<0,001$). Zudem ist die Varianz der Opportunismus-Variablen für Vertrauensbeziehungen auf hohem Niveau ebenfalls deutlich geringer (SD=0,39). Somit wird die Sättigungshypothese des Vertrauens anhand der Daten gestützt und *H7* kann bestätigt werden.

Um dem speziellen Kontext des gewählten Beispiels, innerhalb dessen die Wirksamkeit von Verträgen und Vertrauen empirisch geprüft wurde, gerecht zu werden, sollen bislang ungenannte bedeutende Einflussgrößen auf die Opportunismus-Intensität

¹² Das arithmetische Mittel der Variable Beziehungsqualität fällt im Vergleich zum Median deutlich niedriger aus und wurde deshalb anstelle des Medians als Referenzpunkt zur Gruppenbildung gewählt. Dadurch kann die ohnehin niedrige Varianz des Vertrauensindikators innerhalb der Vertrauensgruppe mit hohem Niveau zumindest etwas größer gehalten werden.

¹³ Der Sättigungseffekt des Vertrauens kann jeweils auch durch abschnittsweise Regressionen nachgewiesen werden, wenn die Variable Beziehungsqualität anhand des Medians, in Terzile, Quartile oder Quintile unterteilt wurde.

keineswegs unterschlagen werden: Auch die in den theoretischen Ausführungen angedeuteten Zusammenhänge zum Austausch von Reinigungsleistungen lassen sich anhand der Daten belegen. Nicht nur der eigene Reinigungsbeitrag orientiert sich an dem individuellen Sauberkeitsbedürfnis und der resultierenden Zufriedenheit aus dem vorliegenden Sauberkeitszustand, sondern auch die Reinigungsbeiträge der übrigen Haushaltsmitglieder. Ein erhöhtes Anspruchsniveau führt zu einer größeren Beteiligungsdifferenz, eine höhere Zustandszufriedenheit dagegen reduziert diese Diskrepanz. Beide Einflussgrößen erweisen sich in allen OLS-Regressionsmodellen als höchstsignifikant und liefern einen vergleichbaren, zu den übrigen Prädiktoren jedoch jeweils den relativ größten, Erklärungsgehalt an der Varianz der Opportunismus-Variablen. Darüber hinaus zeigen sich in den Modellen 3 und 4 bedeutende Effekte des Geschlechts und der Frauenquote innerhalb der Wohngemeinschaft. Diese lassen sich, unabhängig von den zuvor genannten Sauberkeitsvariablen, auf ein spezifisches Rollenverständnis, gekoppelt mit bestimmten Erwartungs- und Verhaltensmustern, zurückführen. Eine hochsignifikante Ausdehnung der Beteiligungsdifferenz ist einerseits auf das weibliche Geschlecht zurückzuführen und geht andererseits mit einem sinkenden Frauenanteil innerhalb der Haushalte einher. Weiterhin lässt sich ein bedeutender Haushaltsgrößeneffekt auffinden, wobei die Intensitätsunterschiede der jeweiligen Reinigungsbeiträge mit steigender Personenanzahl zunächst kleiner werden und nach Erreichen eines Minimums wieder zunehmen. Es lässt sich vermuten, dass bei kleinen Haushaltsgrößen mit jeder weiteren Person zunächst Skaleneffekte entstehen und sich notwendige Reinigungsbeiträge für jeden Einzelnen bei vergleichsweise niedrigen Koordinationsanforderungen reduzieren. Bei weiter ansteigenden Haushaltsgrößen wird jedoch die Koordination der Reinigungsarbeiten immer schwieriger, wodurch sich mit jeder zusätzlichen Person der Spielraum für Opportunismus erweitert. Außerdem geht eine Ausweitung des Beteiligungsverhältnisses auf eine längere Wohndauer innerhalb der betrachteten Haushalte zurück. Der Einfluss der Wohndauer lässt sich durch einen beidseitigen Lerneffekt erklären. Einerseits können Sauberkeitsaspekte mit zunehmender Wohndauer größere Relevanz gewinnen. Andererseits sind opportunistische Akteure mit der Zeit eher dazu imstande, zuverlässigere Prognosen über zukünftige Verhaltensweisen des

Gegenübers anzustellen, sodass sie sich ausreichend sicher sein können, dass ihr Verhalten für sie keine negativen Konsequenzen zur Folge hat.

Tabelle 1: OLS-Regressionen zur Wirkung von Vertrag und Vertrauen

Modell 3						
	Block 1		Block 2		Block 3	
	Marginale Effekte	Robuste SE	Marginale Effekte	Robuste SE	Marginale Effekte	Robuste SE
Anspruchsniveau			0,179***	0,022	0,193***	0,023
Sauberkeitszustand			-0,051*	0,024	-0,058*	0,026
Zufriedenheit			-0,147***	0,019	-0,133***	0,019
Alter					-0,003	0,006
Geschlecht (Ref. männlich)					0,112**	0,037
Wohndauer (Ref. weniger als 6 Monate)					0,100***	0,027
Wohnverständnis					0,001	0,024
Haushaltsgröße					-0,068***	0,015
Haushaltsgröße quad.					0,010*	0,004
Rekrutierung (Ref. durch Vermieter)					0,047	0,033
Fluktuationsrate					-0,012	0,012
Frauenquote					-0,176**	0,052
Reinigung: wöchentlich (Ref. öfters/Woche)					-0,081°	0,046
Reinigung: 14-tägig (Ref. öfters / Woche)					-0,025	0,054
Reinigung: seltener (Ref. öfters / Woche)					-0,026	0,065
Vertragsform schriftlich (Ref. mündlich)	-0,096**	0,029	-0,130***	0,026	-0,075*	0,030
Pflichtbewusstsein	0,036*	0,017	-0,001	0,016	-0,007	0,016
Beziehungsqualität	-0,228***	0,019	-0,120***	0,019	-0,123***	0,019
Konstante	0,487***	0,022	0,505***	0,021	0,356***	0,059
N	1.126		1.126		1.126	
R ²	0,153		0,337		0,370	

Unstandardisierte Effektkoeffizienten; unabhängige (metrische) Variablen wurden mittelwertzentriert.

Abhängige Variable: Beteiligungsverhältnis (neunstufige Skala)

Signifikanzniveau: ***<.001, **<.01, *<.05, °<.10 (OLS-Regressionen)

Quelle: Wohnformen & Sauberkeit (2012) – eigene Berechnungen

8. Fazit

Die aufgestellten Hypothesen lassen sich anhand der vorliegenden empirischen Ergebnisse für eine Welt fernab von externen Regulierungsmechanismen weitestgehend positiv beantworten. Zusammenfassend lässt sich in Anbetracht der empirischen Befunde im rechtsfernen Beispiel der Reinigungsproblematik in Wohngemeinschaften festhalten, dass Verträge einen wesentlichen Beitrag zur Eingrenzung von

opportunistischen Verhaltensweisen leisten. Diejenigen Austauschbeziehungen, die einen schriftlich fixierten Vertrag zur Grundlage haben, sind in geringerem Maße von Opportunismus betroffen. Allerdings geht die wirksame Begrenzung von opportunistischem Verhalten nicht mit dem Vertragsumfang an sich einher, sondern wird vielmehr durch das schriftliche Festhalten von einzelnen tauschrelevanten Konditionen bedingt. Die durch Verträge ausgeübte Kontrolle steht zunächst in einer substituierenden Beziehung zu Vertrauen. Mit steigender Vertrautheit zwischen den Akteuren wird das Vorliegen von komplexen Verträgen hinsichtlich der Verschriftlichung sowie des Vertragsumfangs umso unwahrscheinlicher. Jedoch können nicht nur Verträge, sondern kann auch Vertrauen für sich genommen einen Beitrag zur Opportunismus-Reduktion leisten. Daher haben beide Konzepte komplementäre Wirkungsweisen, wodurch sich die größte Wirkungskraft somit in ihrer geschickten Kombination entfaltet. Empirische Evidenzen bestehen allerdings dahingehend, dass die Auswirkung von Vertrauen auf die Opportunismus-Intensität einer Sättigung unterliegt und dadurch defektiven Verhaltensweisen nicht unbegrenzt entgegenwirken kann. Trotz dieser eingeschränkten Wirkung von Vertrauen, erscheint es angesichts der schwierigen Vertragsdurchsetzung in marktfernen Kontexten nicht überraschend, dass sich Vertrauen als vertragsunabhängiges Sanktionspotential im Vergleich zum Vertrag als wesentlich wirksamer in der Reduktion von defektivem Verhalten erweist. Damit schließt dieser Beitrag direkt an die Befunde von Hinz und Wagner (2008) an, erweitert diese jedoch um die Vertragskomponente.

Aufgrund des besonderen Designs der Reinigungsproblematik innerhalb von Wohngemeinschaften eignet sich diese hervorragend zur Analyse der Auswirkungen auf Opportunismus innerhalb vertraglich geregelter Austauschverhältnisse: 1) Durch den geteilten Wohnraum lässt sich für alle Haushalte ein gemeinsames Ziel als Vertragsbestandteil identifizieren. 2) Im Gegensatz zum eher anonymen ökonomischen Austausch ist dieser in Wohngemeinschaften eher personenbezogen, weshalb die Akteure 3) adäquater auf spezifische Verhaltensweisen reagieren können. 4) Der Austausch ist nicht auf einzelne Tauschakte beschränkt, sondern erstreckt sich über einen längeren Zeitraum mit wiederkehrenden Verhaltensmustern, weshalb 5) eine

zuverlässigere Einschätzung der Opportunismus-Intensität erwartet werden kann und 6) die Exit-Option bei einer Konfrontation mit opportunistischen Verhaltensweisen zudem erschwert ist. 7) Das Fehlen von externen Regulierungsmechanismen stellt einen weiteren zentralen Aspekt dar. Letzteres ist jedoch dahingehend einzuschränken, dass vertragliche Sanktionsmöglichkeiten extern restringiert werden. Sanktionen, wie etwa Gewaltanwendung, stehen in Konflikt mit übergreifendem Recht. Aufgrund der zu antizipierenden Konsequenzen, kann davon ausgegangen werden, dass diese Sanktionen von alle Vertragsparteien als eher unvorteilhaft bewertet werden und somit als Vertragsbestandteil atypisch sind. Auch geringe Einflussmöglichkeiten durch externe Personenkreise, wie etwa durch Vermieter, soll nicht geleugnet werden. Jedoch würden sich dadurch lediglich die Tauschrelationen verändern, die Reinigungsproblematik selbst bleibt bestehen.

Die vorliegenden Analyseergebnisse sind im Hinblick auf die Verfahrensrobustheit der angewandten multivariaten Analysemethoden und der weitestgehenden Berücksichtigung der statistischen Modellannahmen als unbedenklich einzustufen. Als methodisch kritisch erweist sich allerdings die Modellierung der Opportunismus-Variable in Form einer Akteur-Gruppen-Relation. Unterschiedlich ausgeprägte Reinigungsbeiträge der Mitbewohner können sich unter Umständen in ihrer Gesamtheit nivellieren, wodurch Wirkungszusammenhänge, selbst bei zusätzlicher Kontrolle der Haushaltsgröße, nicht mehr adäquat erfasst werden können. Da die Befragten diesem Umstand infolge der Restriktion des Erhebungsinstrumentes nicht Rechnung tragen konnten, ist anzunehmen, dass das Ausmaß von opportunistischem Verhalten einzelner Akteure tendenziell unterschätzt wird. Diese Fehleinschätzung dürfte allerdings nicht allzu gravierend ausfallen, da sich die aufgezeigten Zusammenhänge durch separate Analysen der in der Stichprobe enthaltenen Zweipersonenhaushalte (n=473) weitestgehend replizieren lassen. Weiterhin lässt sich die Opportunismus-Variable hinsichtlich des gewählten Referenzpunktes kritisieren, an dem die Opportunismus-Intensität gemessen wurde. Abgesehen von der Äquivalenz der Reinigungsbeiträge könnten auch andere Aufteilungen von den austauschenden Akteuren als gerecht empfunden werden, beispielsweise basierend auf dem individuellen Nutzen durch

Sauberkeit. Sollte dies verstärkt zutreffen, wird innerhalb der Analyse Verhalten möglicherweise als opportunistisch interpretiert, obwohl die Akteure innerhalb der Austauschbeziehung dieses Verhalten nicht als defektiv empfinden und vice versa. Dies würde zu einer Fehleinschätzung der Opportunismus-Intensität führen. Um diesbezügliche Fehleinschätzungen zu vermeiden, müsste zusätzlich eine vermittelnde Variable aufgenommen werden, die den Grad des subjektiven Ungerechtigkeitsempfindens einer spezifischen Austauschrelation widerspiegelt. Zudem kann Gerechtigkeit zwar objektiv vorliegen, jedoch können beide Akteure das Austauschverhältnis zu ihren eigenen Ungunsten interpretieren. Aus diesem Grund empfiehlt es sich, in Bezug auf Opportunismus ausschließlich subjektiv zu argumentieren und die daraus resultierenden Defizite hinzunehmen. So kann nicht geklärt werden, inwieweit die subjektive Einschätzung des Ausmaßes von Opportunismus dem tatsächlich objektiv vorhandenen Opportunismus entspricht. Weiterhin nehmen quantitative Forschungsarbeiten, wie auch die vorliegende, zur Vermeidung von Validitätsproblemen zumeist die Individualperspektive von nicht-opportunistischen Akteuren ein. Durch den vollständigen Verzicht auf die Sichtweise des Opportunisten bleibt allerdings die grundsätzliche Frage ungelöst, inwiefern sich das Ausmaß der empfundenen Benachteiligung mit der subjektiven Einschätzung der Übervorteilnahme des Opportunisten innerhalb von Tauschbeziehungen deckt und wie viel Intention tatsächlich hinter opportunistischen Verhaltensweisen zu finden ist. Interessant ist in diesem Zusammenhang auch die Tatsache, dass die Verteilung der Opportunismus-Variable im Datensatz ‚Wohnformen & Sauberkeit‘ (2012) Indizien dafür liefert, dass sich Akteure tendenziell nicht als opportunistisch einschätzen (wollen).¹⁴ Nicht nur um diese Aspekte untersuchen zu können erscheint es ratsam, den opportunistischen Akteur in den Fokus zu rücken: Verträge und Vertrauen stellen relationale Konzepte dar und sollten im Hinblick auf ihre Wirkung auf Opportunismus ebenfalls mit der Übernahme der opportunistischen Perspektive analysiert werden.

¹⁴ Innerhalb der gesamten Stichprobe nach Qualitätsfilterung (N=1.347) stellt sich die Verteilung wie folgt dar: 36,5% der Befragten berichten eine äquivalente Aufteilung der Reinigungsarbeiten, 42,5% empfinden sich durch Opportunismus benachteiligt und nur 10,4% schätzen ihr eigenes Verhalten als opportunistisch ein. Diese geringe Anzahl an Opportunisten in der Stichprobe ist allerdings unter anderem auf die Selbstselektionsprozesse innerhalb der Datenerhebung zurückzuführen.

Weiterführende Forschungsarbeiten könnten die genannten Aspekte berücksichtigen, indem sie zufallsbasierte Clusterstichproben heranziehen. Dadurch ließen sich alle am Austausch beteiligten Akteure in den statistischen Modellen berücksichtigen und das Zusammenspiel zwischen Opportunismus, Vertrag und Vertrauen ließe sich somit exakt modellieren. Darüber hinaus sollte auch unter der Verwendung von alternativen Untersuchungseinheiten geprüft werden, inwieweit sich die Befunde dieser Arbeit von der analysierten Reinigungsproblematik in Wohngemeinschaften auf andere Settings übertragen lassen. Weiterhin müssten Längsschnittstudien angestellt werden, die den Zeitpunkt der Vertragsmodifizierung einschließen, um Wirkungszusammenhänge präziser abschätzen zu können, denn aus einem Querschnitt abgeleitete Wirkungsprognosen stehen immer unter dem Vorbehalt eines gewissen Restrisikos der Feheinschätzung. Die Ergebnisse dieses Beitrags sind hinsichtlich dieser Einschränkungen zu bewerten. Nichtsdestotrotz kann ausgehend von den bedeutsamen Befunden für Akteure, die einem gewissen Opportunismus-Risiko ausgesetzt sind, unter der Berücksichtigung von individuellen Präferenzen, die Devise lauten: Kontrolliere dort, wo du nicht vertrauen kannst und vertraue dort, wo du nicht kontrollieren kannst!

Literaturverzeichnis

- Abraham, M. (2001). Die Rolle von Vertrag, Macht und Sozialer Einbettung für wirtschaftliche Transaktionen. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 53(1), 28–49.
- Adler, P. S. (2001). Market, hierarchy, and trust: the knowledge economy and the future of capitalism. *Organization Science*, 12(2), 215–234.
- Backhaus, K., Erichson, B., Plinke, W., & Weiber, R. (2008). *Multivariate Analysemethoden: Eine anwendungsorientierte Einführung*. Berlin: Springer.
- Benz, A. (2007). Verhandlungen. In A. Benz, S. Lütz, U. Schimank, & G. Simonis (Eds.), *Handbuch Governance* (pp. 106–118). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Blumberg, B. F. (2001). Cooperation contracts between embedded firms. *Organization Studies*, 22(5), 825–852.
- Braun, N. (2004). Tausch in Netzwerken. In A. Diekmann (Ed.), *Rational-Choice-Theorie in den Sozialwissenschaften* (pp. 129–141). München: Oldenbourg.

- Brown, M., Falk, A., & Fehr, E. (2004). Relational contracts and the nature of market interactions. *Econometrica*, 72(3), 747-780.
- Buriánek, F. (2009). *Vertragsgestaltung bei hybriden Leistungsangeboten: Eine ökonomische Betrachtung*. Wiesbaden: Gabler.
- Buskens, V., & Raub, W. (2004). Soziale Mechanismen rationalen Vertrauens: Eine theoretische Skizze und Resultate aus empirischen Studien. In A. Diekmann (Ed.), *Rational-Choice-Theorie in den Sozialwissenschaften* (pp. 183-216). München: Oldenbourg.
- Coase, R. H. (1937). The Nature of the Firm. *Economica*, 16(4), 386–405.
- Coleman, J. S. (1991). *Grundlagen der Sozialtheorie*. München: Oldenbourg.
- Cornelsen, J., & Trabant, S. (2013). Vertrauen ist gut, Kontrolle ist besser. *Personalwirtschaft*, (11), 36-38.
- Crott, H. W. (1979). *Soziale Interaktion und Gruppenprozesse*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Diekmann, A., & Wyder, D. (2002). Vertrauen und Reputationseffekte bei Internet-Auktionen. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 54(4), 674-693.
- Diekmann, A., & Wyder, D. (2003). Reputation und Kooperation. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 55(3), 566-571.
- Dirks, K. T., & Ferrin, D. L. (2001). The role of trust in organizational settings. *Organization Science*, 12(4), 450-467.
- Dressel, M. (2011). *Konstruktiv kommunizieren im Web 2.0*. Wiesbaden: Gabler.
- Durkheim, É. (1991). *Physik der Sitten und des Rechts: Vorlesungen zur Soziologie der Moral*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Eberl, P. (2010). Die Bedeutung von Vertrauen in schwach formalisierten Organisationen – Konsequenzen für die Führungspraxis. In A. Schreyögg & C. Schmidt-Lellek (Eds.), *Die Organisation in Supervision und Coaching* (pp. 95-110). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Eberl, P. (2012). Vertrauen und Kontrolle in Organisationen. In H. Möller (Ed.), *Vertrauen in Organisationen* (pp. 93-110). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Eberl, P., & Kabst, R. (2010). Vertrauen, Opportunismus und Kontrolle – Eine empirische Analyse von Joint Venture- Beziehungen vor dem Hintergrund der Transaktionskostentheorie. In J. Sydow (Ed.), *Management von Netzwerkorganisationen* (pp. 107–142). Wiesbaden: Gabler.

- Fehr, E. (2009). On the economics and biology of trust. *Journal of the European Economic Association*, 7(2-3), 235-266.
- Fehr, E., & Gächter, S. (2002). *Do incentive contracts undermine voluntary cooperation?* (Working Paper No. 34). Zurich: Institute for Empirical Research in Economics, University of Zurich.
- Festinger, L. (1954). A theory of social comparison processes. *Human Relations*, 7(2), 117-140.
- Festinger, L. (1968). *A theory of cognitive dissonance*. Stanford: Stanford Univ. Press.
- Frey, B. S. (1993). Does monitoring increase work effort? The rivalry with trust and loyalty. *Economic Inquiry*, 31(4), 663-670.
- Gilbert, D. (2007). Vertrauen als Gegenstand der ökonomischen Theorie. *Zeitschrift für Management*, 2(1), 60-107.
- Granovetter, M. (1985). Economic action and social structure: the problem of embeddedness. *American Journal of Sociology*, 91(3), 481-510.
- Grau, I., Penning, R., & Andreß, H.-J. (2010). Gleichberechtigung und Beziehungszufriedenheit. In T. Beckers, K. Birkelbach, J. Hagenah & U. Rosar (Eds.), *Komparative empirische Sozialforschung* (pp. 199-227). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Hinz, T., & Wagner, S. (2008). *Transaktionen in einer Welt ohne Geld und Verträge: Soziale Einbettung in lokalen Austauschsystemen*. Frankfurt am Main: Campus.
- Homans, G. C. (1965). *Theorie der sozialen Gruppe*. Köln: Westdeutscher Verlag.
- Homans, G. C. (1968). *Elementarformen sozialen Verhaltens*. Köln: Westdeutscher Verlag.
- Kiehling, H. (2013). Kontrolle ist gut, Vertrauen ist besser. *Die Bank*, (7), 18-23.
- Köhling, K. (2013). Persönliches und systemisches Vertrauen/Misstrauen in systemtheoretischer Perspektive: Funktionen und Wirken in sozialen Beziehungen. *Zeitschrift für Arbeitsforschung, Arbeitsgestaltung und Arbeitspolitik*, 22(1), 7-19.
- Kosfeld, M., Heinrichs, M., Zak, P. J., Fischbacher, U., & Fehr, E. (2005). Oxytocin increases trust in humans. *Nature*, 435(7042), 673-676.
- Luhmann, N. (2000). *Vertrauen: Ein Mechanismus der Reduktion sozialer Komplexität*. Stuttgart: Lucius und Lucius.
- Lyons, B. R., & Mehta, J. (1997). Contracts, opportunism and trust: self-interest and social orientation. *Cambridge Journal of Economics*, 21(2), 239-257.
- Macaulay, S. (1963). Non-contractual relations in business: a preliminary study. *American Sociological Review*, 28(1), 55-67.

- Middendorff, E., Apolinarski, B., Poskowsky, J., Kandulla M., & Netz, N. (2013). *Die wirtschaftliche und soziale Lage der Studierenden in Deutschland 2012: 20. Sozialerhebung des Deutschen Studentenwerks durchgeführt durch das HIS-Institut für Hochschulforschung*. Zugriff am 28.02.2014 unter http://www.sozialerhebung.de/download/20/Soz20_Haupt_Internet_A5.pdf
- Nash, J. F. (1950). The bargaining problem. *Econometrica*, 18(2), 155–162.
- Picot, A. (1982). Transaktionskostenansatz in der Organisationstheorie. Stand der Diskussion und Aussagewert. *Die Betriebswirtschaft*, 42(2), 267–284.
- Preisendörfer, P. (1995). Vertrauen als soziologische Kategorie - Möglichkeiten und Grenzen einer entscheidungstheoretischen Fundierung des Vertrauenskonzepts. *Zeitschrift für Soziologie*, 24(4), 263-272.
- Priddat, B. P. (2012). Märkte, Verträge, Netzwerke: Kompossibilität. Über Verträge als kollaborative Interaktionen. In A. Engels & L. Knoll (Eds.) *Wirtschaftliche Rationalität* (pp. 67–82). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Provan, K. G., & Skinner, S. J. (1989). Interorganizational dependence and control as predictors of opportunism in dealer-supplier relations. *The Academy of Management Journal*, 32(1), 202–212.
- Schlossmann, S. (1876). *Der Vertrag*. Leipzig: Breitkopf & Haertel.
- Seebaß, G. (2006). *Handlung und Freiheit*. Tübingen: Mohr Siebeck.
- soSci Survey. (2014). *Zusätzliche Variablen in der Datenausgabe*. Zugriff am 28.02.2014 unter <http://www.soscisurvey.de/help/doku.php/de:results:variables>.
- Stemmer, P. (2002). Moralischer Kontraktualismus. *Zeitschrift für philosophische Forschung*, 56(1), 1–21.
- Strickland, L. H. (1958). Surveillance and trust. *Journal of Personality*, 26(2), 200.
- Thibaut, J. W., & Kelley, H. H. (1966). *The social psychology of groups*. New York: Wiley.
- Von Grundherr, M. (2006). Moralische Gefühle als Sanktionen. *Zeitschrift für philosophische Forschung*, 60(3), 412–420.
- Waller, W., & Hill, R. (1966). *The family: a dynamic interpretation*. New York: Holt Rinehart Winston.
- Walster, E., Walster, G. W., & Traupmann, J. (1978). Equity and premarital sex. *Journal of Personality and Social Psychology*, 36(1), 82-92.
- Williamson, O. E. (1975). *Markets and hierarchies analysis and antitrust implications: a study in the economics of internal organization*. New York: Free Press.

Williamson, O. E. (1979). Transaction-cost economics: the governance of contractual relations. *Journal of Law and Economics*, 22(2), 233–261.

Williamson, O. E. (1990). *Die ökonomischen Institutionen des Kapitalismus*. Tübingen: Mohr.

Williamson, O. E. (1993). Calculativeness, trust, and economic organization. *Journal of Law and Economics*, 36(1), 453–486.

Woolthuis-Klein, R., Hillebrand, B., & Nooteboom, B. (2005). Trust, contract and relationship development. *Organization Studies*, 26(6), 813–840.

Anhang

Tabelle 2: Operationalisierung & Verteilung weiterer Kontrollvariablen

Variable	Messung	Mean	SD	Min/Max
Alter	in Jahren	21,65	2,21	17 – 35
Geschlecht	binär, 1 wenn weiblich	0,68	0,46	0 – 1
Wohndauer	binär, 1 wenn länger als 6 Monate	0,60	0,49	0 – 1
Haushaltsgröße	Anzahl der Personen im Haushalt	3,02	1,21	2 – 10
Haushaltsgröße ²	quadrierte Haushaltsgröße	10,60	10,36	4 – 100
Frauenquote	Anteil der Frauen im Haushalt (zwischen 0 und 1)	0,56	0,36	0 – 1
Zuteilung	binär, 1 wenn Auswahl neuer Bewohner durch Haushaltsmitglieder erfolgt	0,77	0,42	0 – 1
Fluktuationsrate	durchschnittlich jährliche Veränderung in der Konstellation in Abhängigkeit der Haushaltsgröße (seit Einzug)	0,29	0,82	0 – 12
Reinigungshäufigkeit	kategorial, mehrmals pro Woche (1), wöchentlich (2), 14-tägig (3), seltener (4)	2*	--	--

*Median

N = 1126

Quelle: Wohnformen & Sauberkeit (2012) – eigene Berechnungen

Tabelle 3: Formulierung der Items

Eigene Beteiligung	„Wie schätzen Sie Ihre Beteiligung an der Reinigung der Wohnung ein?“ (neunstufige Antwortskala von „sehr gering“ bis „sehr hoch“)
Beteiligung der Mitbewohner	„Wie schätzen Sie die Beteiligung der anderen Personen im Haushalt an der Reinigung der Wohnung ein?“ (neunstufige Antwortskala von „sehr gering“ bis „sehr hoch“)
Sauberkeitszustand	„Wie würden Sie die Sauberkeit Ihrer Wohnung bewerten?“ (neunstufige Antwortskala von „überhaupt nicht sauber“ bis „sehr sauber“)
Zufriedenheit	„Wie zufrieden sind Sie mit der Sauberkeit in Ihrer Wohnung?“ (fünfstufige Antwortskala von „äußerst unzufrieden“ bis „äußerst zufrieden“)
Putzplan	„Sind in Ihrer Wohnung ein Putzplan oder ähnliche Regelungsformen vorhanden?“ (,Ja‘; ,Nein‘; ,Weiß nicht‘)
Vertragskomplexität	„Was regelt der Putzplan in Ihrem Haushalt?“ Der Putzplan regelt (,welche Person etwas säubern muss.‘; ,welcher Bereich gesäubert werden muss.‘; ,welche „Belohnungen“ man bekommt, wenn man etwas gut gemacht hat.‘; ,welche „Strafen man zu erwarten hat, wenn man gegen die Regelung des Putzplanes verstößt.‘)
Reinigungshäufigkeit	„Wie regelmäßig wird Ihre gesamte Wohnung gereinigt?“ (,täglich‘; ,mehrmals pro Woche‘; ,einmal pro Woche‘; ,ca. alle 2 Wochen‘; ,ca. alle 3 Wochen‘; ,monatlich‘; ,seltener‘; ,weiß nicht‘)
Pflichtbewusstsein	„Ich bin äußerst pflichtbewusst.“ (,stimme nicht zu‘; ,stimme eher nicht zu‘; ,weder noch‘; ,stimme eher zu‘; ,stimme zu‘)
Fluktuationsrate	„Wie viele Wechsel innerhalb der Wohngemeinschaft hat es nach Ihrem Einzug in Ihre jetzige Wohngemeinschaft gegeben? (,... Wechsel.‘; ,Die Konstellation der Wohngemeinschaft hat sich bis heute nicht verändert.‘; ,Weiß ich nicht.‘)
Wohndauer	„Wie lange leben Sie bereits in Ihrer Wohnung?“ (,Ich wohne bereits ... Monate in meiner jetzigen Wohnung.‘)
Haushaltsgröße; Frauenquote	In Ihrer Wohnung leben mit Ihnen einbegriffen insgesamt...“ (,...Frauen‘; und ,...Männer‘)
Zuteilung	„Wie wird ein neuer Mitbewohner in Ihre Wohngemeinschaft aufgenommen?“ (,Durch Zuteilung vom Vermieter [auch Wohnheime].‘; ,Unsere Wohngemeinschaft kann sich die Mitbewohner selbst aussuchen.‘; ,Weiß ich nicht.‘)
Alter	„Wie alt sind Sie?“ (,Ich bin ... Jahre alt.‘)
Geschlecht	„Sie sind...“ (,männlich‘; ,weiblich‘)
Reinigungsfachkraft	„Haben Sie für die Reinigung Ihrer Wohnung eine bezahlte Reinigungsfachkraft angestellt?“ (,Ja‘; ,Nein‘)

Für Formulierungen der Items Beziehungsqualität, Anspruchsniveau, Wohnverständnis siehe Tabelle 4.
Quelle: Wohnformen & Sauberkeit (2012)

Tabelle 4: Konstruktion additiver Indices

Index	Formulierung der Items
<p>Wohnverständnis n=1084 Items: 7 Cronbach's α = 0,629</p>	<p>„Ich lerne die meiste Zeit außerhalb meiner Wohnung.“ [-] „Ich bin abends lieber unterwegs, anstatt zu Hause zu bleiben.“ [-] „Ich nutze sämtliche Möglichkeiten, um aus dem Haus zu kommen.“ [-] „Ich koche gerne zu Hause.“ [+] „Ich esse lieber auswärts (Mensa, Restaurant, Imbiss etc.).“ [-] „Mir ist es wichtig, dass ich mich zu Hause entspannen kann.“ [+] „Ich kann mich zu Hause gut auf Prüfungen vorbereiten.“ [+]</p>
<p>Beziehungsqualität n=1098 Items: 9 Cronbach's α = 0,871</p>	<p>„Ich fühle mich wohl in meinem Haushalt.“ [+] „Ich benutze auch mal Sachen, die mir selbst nicht gehören.“ [+] „Ich verstehe mich sehr gut mit den Personen in meinem Haushalt.“ [+] „Es ist mir wichtig, an dem Leben der Personen in meinem Haushalt teilzuhaben.“ [+] „Grundsätzlich ist es mir egal, was die anderen Personen in meinem Haushalt über mich denken.“ [-] „Die Personen in meinem Haushalt sind für mich wie eine Familie.“ [+] „Ich kann mit einem guten Gefühl Freunde zu mir nach Hause einladen.“ [+] „Ich kann mit den Personen in meinem Haushalt über persönliche Angelegenheiten reden.“ [+] „Ich sitze abends gerne gemütlich mit den Personen aus meinem Haushalt am Tisch.“ [+]</p>
<p>Anspruchsniveau n=1093 Items: 7 Cronbach's α = 0,767</p>	<p>„Sauberkeit ist sehr wichtig, um sich wohl fühlen zu können.“ [+] „Alle Gegenstände sollten nach ihrer Benutzung sofort wieder an ihren Platz zurückgestellt werden.“ [+] „Eine Wohnung sollte mindestens einmal pro Woche geputzt werden.“ [+] „Ich finde, viele Menschen haben einen übertriebenen Hang zur Reinlichkeit.“ [-] „Ich kann oftmals nicht nachvollziehen, wie manche Menschen in ihrem eigenen Dreck leben können.“ [+] „Auch unter den Schränken sollte der Staub regelmäßig entfernt werden.“ [+] „Mich stört benutztes Geschirr, das nicht sofort abgewaschen wird.“ [+]</p>

Die Cronbach's α Koeffizienten wurden auf Grundlage der Fallzahlen berechnet, bei denen für alle beinhalteten Items der jeweils generierten Indices gültige Werte vorliegen (nach Qualitätsfilterung).

Invers kodierte Items (durch [-] gekennzeichnet, wurden vor der Konstruktion der Indices umgepolt.

Indices wurden gebildet, wenn mindestens für 4 Items gültige Werte vorliegen.

Quelle: Wohnformen & Sauberkeit (2012) – eigene Berechnungen

Tabelle 5: Binomiale logistische Regressionen zur Vertragsform und Geordnete logistische Regression zum Vertragsumfang

	Modell 1		Modell 2	
	Marginale Effekte	Robuste Standardfehler	Marginale Effekte	Robuste Standardfehler
Anspruchsniveau	0,380**	0,133	0,316**	0,115
Sauberkeitszustand	0,052	0,139	0,018	0,117
Zufriedenheit	0,043	0,010	-0,015	0,084
Alter	-0,020	0,033	-0,017	0,028
Geschlecht (Ref. männlich)	0,368°	0,217	0,170	0,181
Wohndauer (Ref. weniger als 6 Monate)	0,660***	0,159	0,605***	0,135
Wohnverständnis	-0,121	0,124	-0,040	0,108
Haushaltsgröße	1,031***	0,090	0,845***	0,072
Haushaltsgröße quad.	-0,147***	0,025	-0,109***	0,028
Rekrutierung (Ref. durch Vermieter)	0,288	0,175	0,376*	0,149
Fluktuationsrate	-0,048	0,074	-0,067	0,068
Frauenquote	0,164	0,287	0,118	0,239
Reinigung: wöchentlich (Ref. öfters/Woche)	0,961***	0,242	0,900***	0,210
Reinigung: 14-tägig (Ref. öfters / Woche)	-0,225	0,292	-0,253	0,257
Reinigung: seltener (Ref. öfters / Woche)	-0,954**	0,357	-0,924**	0,318
Eigene Beteiligung	-0,175	0,128	-0,123	0,113
Beteiligung der anderen Bewohner	0,256*	0,107	0,194*	0,093
Beziehungsqualität	-0,263**	0,098	-0,179*	0,081
Konstante	-1,107***	0,310		
Cut 1			1,016	0,275
Cut 2			1,495	0,277
Cut 3			2,813	0,291
N	1.126		1.126	
Chi ² (Wald)	226,81***		291,35***	
Pseudo R ² (McFadden)	0,229		0,130	

Logit-Effektkoeffizienten; unabhängige (metrische) Variablen wurden mittelwertzentriert.

Modell 1: Abhängige Variable: Vertragsform, 0 = verbal formuliert; 1 = schriftlich fixiert.

Modell 2: Abhängige Variable: Vertragsumfang (Anzahl schriftlich fixierter Klauseln): Werte 0,1,2,3

Signifikanzniveau: ***<.001, **<.01, *<.05, °<.10 (Logistische-Regressionen)

Quelle: Wohnformen & Sauberkeit (2012) – eigene Berechnungen

Tabelle 6: OLS-Regressionen zum Einfluss des Vertragsumfangs

Modell 4		
	Marginale Effekte	Robuste Standardfehler
Anspruchsniveau	0,191***	0,023
Sauberkeitszustand	-0,056*	0,026
Zufriedenheit	-0,134***	0,019
Alter	-0,003	0,006
Geschlecht (Ref. männlich)	0,110**	0,037
Wohndauer (Ref. weniger als 6 Monate)	0,100***	0,027
Wohnverständnis	-0,021	0,024
Haushaltsgröße	-0,068***	0,015
Haushaltsgröße quad.	0,010*	0,004
Rekrutierung (Ref. durch Vermieter)	0,045	0,032
Fluktuationsrate	-0,012	0,012
Frauenquote	-0,169**	0,052
Reinigung: wöchentlich (Ref. öfters/Woche)	-0,076	0,047
Reinigung: 14-tägig (Ref. öfters / Woche)	-0,019	0,054
Reinigung: seltener (Ref. öfters / Woche)	-0,021	0,065
Vertragsfixierung: Person (Ref. keine)	-0,097*	0,043
Vertragsfixierung: Zeit (Ref. keine)	0,019	0,039
Vertragsfixierung: Bereich (Ref. keine)	-0,001	0,031
Vertragsfixierung: Sanktionen (keine)	0,106	0,069
Pflichtbewusstsein	-0,007	0,016
Beziehungsqualität	-0,126***	0,019
Konstante	0,352***	0,058
N	1.126	
R ²	0,372	

Unstandardisierte Effektkoeffizienten; unabhängige (metrische) Variablen wurden mittelwertzentriert.
 Abhängige Variable: Beteiligungsverhältnis (neunstufige Skala)
 Signifikanzniveau: ***<.001, **<.01, *<.05, °<.10 (OLS-Regressionen)
 Quelle: Wohnformen & Sauberkeit (2012) – eigene Berechnungen

Tabelle 7: OLS-Regressionen zur Sättigungsthese des Vertrauens

	Modell 5 (Vertrauen < Mean)		Modell 6 (Vertrauen > Mean)	
	Marginale Effekte	Robuste Standardfehler	Marginale Effekte	Robuste Standardfehler
Anspruchsniveau	0,200***	0,041	0,166***	0,026
Sauberkeitszustand	-0,074	0,045	-0,031	0,027
Zufriedenheit	-0,171***	0,034	-0,103***	0,020
Alter	0,008	0,010	-0,014*	0,006
Geschlecht (Ref. männlich)	0,151*	0,061	0,098*	0,045
Wohndauer (Ref. weniger als 6 Monate)	0,078	0,050	0,088***	0,029
Wohnverständnis	-0,039	0,042	0,021	0,025
Haushaltsgröße	-0,101***	0,026	-0,037*	0,018
Haushaltsgröße quad.	0,013*	0,005	0,006	0,005
Rekrutierung (Ref. durch Vermieter)	0,122*	0,051	-0,025	0,041
Fluktuationsrate	-0,048°	0,028	0,001	0,013
Frauenquote	-0,121	0,091	-0,238***	0,060
Reinigung: wöchentlich (Ref. öfters/Woche)	-0,156°	0,091	-0,030	0,050
Reinigung: 14-tägig (Ref. öfters / Woche)	-0,170°	0,101	0,064	0,059
Reinigung: seltener (Ref. öfters / Woche)	-0,116	0,118	0,010	0,069
Vertragsform schriftlich (Ref. mündlich)	-0,088°	0,051	-0,078*	0,035
Pflichtbewusstsein	0,019	0,028	-0,027	0,017
Beziehungsqualität	-0,143***	0,040	-0,041	0,045
Konstante	0,568***	0,113	0,246***	0,065
N	481		645	
R ²	0,396		0,239	

Unstandardisierte Effektkoeffizienten; unabhängige (metrische) Variablen wurden mittelwertzentriert.

Abhängige Variable: Beteiligungsverhältnis (neunstufige Skala)

Signifikanzniveau: ***<.001, **<.01, *<.05, °<.10 (OLS-Regressionen)

Quelle: Wohnformen & Sauberkeit (2012) – eigene Berechnungen

Pia Lorina Maier

Ansteckungsgefahr von Trauma?

Ethnographische Einblicke in Ausbildungskurse für helfende Berufe

Zur Autorin

Pia Lorina Maier studierte Soziologie und Spanische Studien im Bachelor und absolvierte im Anschluss einen Masterstudiengang der Soziologie mit Schwerpunkt auf Kultursoziologie und Ethnologie an der Universität Konstanz. Einige Studien- und Forschungsinteressen sind beispielsweise Subjekt und Subjektivierung, Anthropologie der Psychiatrie und Medizin sowie Soziologie und Kulturanthropologie der Emotionen und Sinne. Methodisch hat sie sich der qualitativen Sozialforschung, insbesondere der Ethnographie verschrieben. Seit 2014 promoviert sie zum Thema „Traumatisierung“ beim Graduiertenkolleg „Das Reale in der Kultur der Moderne“ an der Universität Konstanz.

Abstract

Trauma und das Krankheitsbild der Posttraumatischen Belastungsstörung (PTBS) haben in den letzten Jahrzehnten wachsende mediale Aufmerksamkeit erfahren, steigende Diagnosezahlen in Militär und helfenden Berufen aufgewiesen sowie Diskussionen um Änderungen der Diagnoserichtlinien entfacht. Eingebunden in eine Geschichte des Krieges wird sich im Namen von ‚Trauma‘ vor allem psychologischen und medizinischen Vokabulars bedient. Neben einer großen Bandbreite an Therapieangeboten wird dieses Wissen neuerdings auch in *Vorbereitungskursen* für Personen in helfenden Berufen aufgegriffen, von denen für diese Studie einige teilnehmend beobachtet wurden. Diverse Organisationen, die in Katastrophensituationen und Kontexten der sogenannten ‚man-made disasters‘ agieren, versuchen so ihre Mitarbeit auf prekäre Arbeitserfahrungen vorzubereiten. Das im Rahmen einer Master Abschlussarbeit durchgeführte Forschungsprojekt untersucht die Vermittlung ‚faktischen Wissens‘ sowie die Durchführung von Übungen in diesen Kursen. Dabei zeigte sich, dass durch das Erarbeiten von Techniken der ‚seelischen Entlastung‘ kulturell gefestigte Annahmen des globalen Nordens über Krisenerleben, die Existenz von Körper und Geist sowie deren Zusammenwirken geschult werden, die das Selbstverständnis prägen.

Im Mai 2013 erschien die neue, inzwischen fünfte Ausgabe des *Diagnostic and Statistical Manual of Mental Disorders* (DSM), das sicherlich einflussreichste diagnostische Klassifikationssystem psychischer Störungen, das von der *American Psychiatric Association* herausgegeben wird. Zeitgleich veröffentlichte Allan Frances seine Kritikschrift gegen das DSM „Saving Normal“ (2013c) mit dem Aufruf: „Don’t buy it. Don’t use it. Don’t teach it.“¹ Er war an der Kommission der vorherigen, vierten Ausgabe beteiligt und lehnt sich in seinem Buch gegen die neue Generation der DSM-Kommission auf, die den Interessen der Pharmakonzerne folge: „It’s important that the diagnostic system be taken away from the American Psychiatric Association. It needs to be in safer hands“.² In der aktuellen Edition sieht er die Gefahr einer Inflation von Diagnosen, die das Alltagsleben medikalisieren und die kleinsten Eigentümlichkeiten von Menschen pathologisieren. Laut ihm und weiterer Kritiker ließe sich mit dem neuen DSM bei einem Drittel der Weltbevölkerung mindestens eines der beschriebenen Störungsbilder diagnostizieren (Frances 2013a). Die DSM-Kommission hingegen ist nach eigenen Angaben stets bemüht, alle existierenden Störungsbilder in ihrer Heterogenität zu erfassen, um denjenigen Personen eine Behandlung zu ermöglichen, die sie nötig hätten.

Wirft man einen Blick auf die Änderungen, die seit der letzten Ausgabe gemacht wurden, zeigt sich, dass einige Störungsbilder spezifiziert, manche eliminiert, aber auch neue hinzugekommen sind (American Psychiatric Association, 2013a, S. 812ff.; auch online zugänglich: American Psychiatric Association, 2013b).

Auch bei den Traumafolgestörungen wurden Änderungen vorgenommen. Bisher unter den Angststörungen eingeordnet, wurde den „Trauma- and Stressor-Related Disorders“ (American Psychiatric Association, 2013d, S. 1) nun ein eigenes Kapitel gewidmet. Bei der hier gelisteten ‚Acute Stress Disorder‘ (deutsch: *Akute Belastungsreaktion*, ABR), die laut DSM *unmittelbar* nach einem traumatischen Ereignis eintritt sowie der ‚Posttraumatic Stress Disorder‘ (deutsch: *Posttraumatische Belastungsstörung*, PTBS), die erst nach vier Wochen

¹ <http://www.motherjones.com/politics/2013/05/psychiatry-allen-frances-saving-normal-dsm-5-controversy>, Zugriff am 10.10.2013.

² Siehe Fußnote 1.

diagnostiziert wird, wurde das zuerst gelistete Kriterium, sogenannte ‚A-Kriterium‘, angepasst (American Psychiatric Association, 2013c, S. 9).

Mit dem A-Kriterium wird ein traumatisches Ereignis für die beiden Störungen vorausgesetzt und es markiert somit einen entscheidenden Unterschied zu allen anderen im DSM aufgeführten Störungen. Während die restlichen im DSM klassifizierten Störungen durch die Kombination spezifischer Symptome diagnostiziert werden können, sind die Symptome der *Akuten Belastungsreaktion* und der *Posttraumatischen Belastungsstörung* äußerst vielfältig und gleichen beispielsweise denen einer Depression oder einer Angststörung (Young & Breslau, im Erscheinen). Für die Diagnose einer ABR und einer PTBS nach dem DSM und der im europäischen Raum geläufigen Klassifikation des ICD (*International Statistical Classification of Diseases and Related Health Problems*) reicht die Benennung der Symptome also nicht aus, da sie auch für andere Störungsbilder zutreffend sind. Das A-Kriterium ist demnach erforderlich für die Diagnose von Traumafolgestörungen und bestand bisher aus einem ‚objektiven‘ (A1) und einem ‚subjektiven‘ Kriterium (A2). Das ‚objektive‘ Kriterium bezeichnet im DSM-IV die Konfrontation mit tatsächlichem *oder* drohendem Tod *oder* ernsthafter Verletzung *oder* der Gefahr für eigene *oder* fremde körperliche Unversehrtheit und das ‚subjektive‘ Kriterium benennt die dabei eintretende Reaktion intensiver Furcht, Hilflosigkeit oder Entsetzen. In der neuen Ausgabe des DSM wurden bezüglich des A-Kriteriums zwei Änderungen vorgenommen:

The criterion requires being explicit as to whether qualifying traumatic events were experienced directly, witnessed, or experienced indirectly. (American Psychiatric Association, 2013c, S. 9)

The diagnostic criteria for the manual’s next edition identify the trigger to PTSD as exposure to actual or threatened death, serious injury or sexual violation. The exposure must result from one or more of the following scenarios, in which the individual:

- directly experiences the traumatic event;
- witnesses the traumatic event in person;
- learns that the traumatic event occurred to a close family member or close friend (with the actual or threatened death being either violent or accidental); or

- experiences first-hand repeated or extreme exposure to aversive details of the traumatic event (not through media, pictures, television or movies unless work-related).

(American Psychiatric Association, 2013d, S. 1)

Während die beiden ersten Punkte bereits in der vierten Edition des DSM unter dem A-Kriterium genannt waren, stellen die beiden letzten Punkte eine Erweiterung des A-Kriteriums dar. Wegen dieser Erweiterung der Diagnoserichtlinien können von nun an auch Vorfälle als traumatischer Auslöser eingestuft werden, die nicht selbst und direkt beobachtet wurden, sondern z.B. im Fall eines verunglückten Angehörigen nur mitgeteilt wurden oder in beruflichen Kontexten über wiederholte Aussetzung ‚aversiver Details‘ (z.B. in der Sichtung von Folterszenen) betrachtet werden.³ Eine weitere Änderung des A-Kriteriums scheint Frances‘ Warnung vor einer Inflation psychischer Erkrankungen zu stützen:

...the DSM-IV Criterion A2 regarding the subjective reaction to the traumatic event (e.g., “the person’s response involved intense fear, helplessness, or horror”) has been eliminated. (American Psychiatric Association, 2013c, S. 9)

...because that criterion proved to have no utility in predicting the onset of PTSD. (American Psychiatric Association, 2013d, S. 1)

Laut Frances öffnet das DSM-5 somit “the gate even further to the already existing problem of misdiagnosis of PTSD in forensic settings” (thehealthcareblog.com).⁴ Vorstellbar wäre dies durch die Diagnose PTBS bei Straftätern, denn das traumatische Ereignis muss nicht, wie bisher im DSM-IV vorgeschrieben, mit intensiver Furcht, Hilflosigkeit oder Entsetzen vom Betroffenen erlebt werden. Somit könnte ein Serienmörder durch den Anblick seiner sterbenden Opfer also nach DSM traumatisiert werden.

Die aktuelle Ausgabe des DSM wird kritisiert wie keine zuvor (vgl. NZZ.ch).⁵

³ Als Beispiel im offiziellen „PTSD Fact Sheet“ heißt es: „Sexual assault is specifically included, for example, as is a recurring exposure that could apply to police officers or first responders.” (American Psychiatric Association 2013d, p. 1)

⁴ Siehe Fußnote 3.

⁵ Siehe Fußnote 3.

Frances‘ Befürchtung einer Inflation psychiatrischer Diagnosen im Allgemeinen sowie einer Häufung von Fehldiagnosen der PTBS im Spezifischen wirft grundlegende Fragen auf, die schon sehr lange von kritischen Psychologen, Psychiatern, Historikern, Soziologen und Aktivisten gestellt wurden.⁶ Macht das Erleben schlimmer Ereignisse krank? Und wenn ja, machen sie körperlich oder seelisch krank? Wie lässt sich diese Erkrankung begreifen? Ist es normal, mit einer Erkrankung auf schlimme Ereignisse zu reagieren oder gibt es nur wenige Betroffene? Oder ist es nicht vielmehr normal, auf außeralltägliche, prekäre Ereignisse jenseits des Normalen zu reagieren? Gehen Menschen in helfenden Berufen dann ein erhöhtes Risiko der Erkrankung ein? In diesem Aufsatz kann und möchte ich diese Fragen allerdings nicht beantworten. Vielmehr werde ich mich mit den Konzepten und Erklärungsversuchen von Krisenverhalten beschäftigen, die in der Trauma-Arbeit kursieren, durch die diese Fragen erst gestellt werden können und damit auch die Betreuungsprogramme sowie das Selbstverständnis der hier Beschäftigten beeinflussen.

Den Fokus soll aus einem bestimmten Grund auf diese Konzepte und Erklärungsversuche gesetzt werden, die ich als kursierende Annahmen des Krisenerlebens betrachte. Nicht nur Trauma ist sozial und historisch konstruiert, auch die für den Traumabegriff verwendeten Kategorien sind kontingent. Trauma ist ein von westlich-psychologischen Paradigmen geprägte Norm und gleichzeitig eine Brille, durch die soziale Phänomene wahrgenommen werden. Der Traumabegriff funktioniert wie eine Schablone, durch die menschliches Leiden wahrgenommen und interpretiert wird. Die hierfür verwendeten Kategorien wie die des Körpers, des Geistes, der Seele oder der geistigen Krankheit scheinen dabei naturgemäß gegeben, sind aber Produkte eines westlich-christlichen Diskurses.

Viele Menschen klagen über psychisches und physisches Unwohlsein, nachdem sie Gewalterfahrungen, Naturkatastrophen oder Unfälle erlebt haben. Seit einigen Jahren wird eine Vielzahl unterschiedlicher Erfahrungen dieser Art unter dem Schlüsselbegriff ‚Trauma‘ zusammengefasst. Trauma ist ein vielfältig

⁶ Obwohl aus Gründen der Lesbarkeit im Text das generische Maskulin gewählt wurde, beziehen sich die Angaben in der gesamten Arbeit auf Angehörige aller Geschlechter.

verwendeter Begriff. Er steht zum Einen für eine Störung oder ‚ernst zu nehmende Krankheit‘ wie im DSM und ICD, ist aber gleichzeitig auch eine populäre Kategorie für den Ausdruck von Leid und als solche in die alltägliche Sprache eingegangen. Laut Allen Feldman ist der Begriff in seiner medizinischen, wie auch nicht-medizinischen Verwendung ambivalent.

It is generically deployed as a description and as a diagnostic tool, and viewed as a pathogen—trauma is both an object and a method of analysis. Rarely are we informed as to what theory of trauma is being deployed when it is invoked: medicalized trauma as physical wounding, psychoanalytic definitions which locate trauma as static blockage or frustration or fixation of drives, an embodied stasis preserved in somatic schemata, a wounding episode that cannot be narrated without inflicting further harm, or the clinical certitude of post traumatic stress theory [...]. (2004, S. 184)

Ungeachtet der genauen Implikationen des Begriffs ‚Trauma‘ und der Eliminierung des ‚subjektiven‘ A2-Kriteriums im DSM wird der Zustand der ‚Traumatisierten‘ im Alltag und in der beruflichen Beschäftigung mit Trauma meist durch Ohnmacht und Hilfslosigkeit beschrieben. Um dem entgegenzuwirken, versuchen Experten und Laien, die Betroffenen und Ersthelfer in diesen Situationen zu unterstützen. Experten haben deshalb unterschiedliche Methoden zur Betreuung von Menschen vor, nach und in Krisen entwickelt.

Um diese zu erlernen, finden sich seit einigen Jahren Personen der helfenden Berufe, wie z.B. Ärzte, Therapeuten, Einsatzkräfte, Berater und sogenannte ‚Entwicklungshelfer‘ in Kursen zusammen und bereiten sich gemeinsam auf diese Art von Arbeit vor. Die Gemeinsamkeit der Personen besteht im Willen zur Hilfeleistung und Beratung derjenigen, die Krisen und Katastrophen erleben und so potenziell einer Traumatisierung ausgesetzt sind. Bei den Fragen, was ein Trauma ist und wie der Prozess der Traumatisierung funktioniert, herrscht jedoch wenig Einigkeit.

Einige dieser Organisationen konnte ich in meiner Feldforschung begleiten. Ich nahm als teilnehmende Beobachterin an den Ausbildungen teil, die die Organisationen intern oder auch für externe Interessenten anboten. In einer ersten Recherche im Frühjahr 2012 bemerkte ich, dass eine große Vielfalt an

Organisationen, Zielgruppen und Schulungsformaten existiert, die mehr und weniger explizit mit dem Begriff des ‚Traumas‘ operieren. In einem etwa 8-monatigen Zeitraum ab Juni 2012 konnte ich in fünf Ausbildungen, bei verschiedenen Tagungen und Workshops nicht nur einen Überblick über den Markt der Trauma-Schulungen, sondern auch intensive Einblicke in deren Arbeit und Zielsetzungen gewinnen. Mit den Methoden des ethnographischen Forschungsstils konnte ich Daten generieren, die ich später anhand der Grounded Theory auswertete. Hierfür besuchte ich verschiedene praxisorientierte Aus- und Fortbildungen zu den Themen Trauma, Krisenerleben und Self-Care folgender Organisationen für teilnehmende Beobachtungen:⁷

- *Krisenintervention*, ein Netzwerk verschiedener Organisationen, bei denen ich vier Veranstaltungen besuchen konnte. Neben zwei Workshops bei unterschiedlichen Tagungen zählt hierzu auch die Basisausbildung der Krisenintervention beim Roten Kreuz, die ich begleitet habe. Die Krisenintervention dient vor allem der Betreuung von Betroffenen, deren Angehörigen und Zeugen nach Unfällen.
- *Stressbearbeitung nach belastenden Ereignissen e.V.*, gehört im weitesten Sinne auch zum Netzwerk der Krisenintervention, jedoch wird die Organisation getrennt behandelt, da ihr Betreuungsmodell auf die Zielgruppe der helfenden Berufe spezifiziert ist.
- *Expositionstherapie*, eine Therapieform, mit der bei (Mehrfach-)Traumatisierten in wenigen Sitzungen durch Narration und Exposition Linderung der PTBS-Symptomatik angestrebt wird. In der Ausbildung lernen die Kursteilnehmer das konkrete Vorgehen in dieser Therapie.
- *Support Women*, eine feministische Organisation, die sich für Frauen und Mädchen in Kriegsgebieten einsetzt. In den Seminaren der Organisation werden allgemeine Kenntnisse über Trauma anhand psychologischer und sozialer Gesichtspunkten sowie konkrete Übungen und Techniken vermittelt.

⁷ Einige Organisationen habe ich umbenannt, um die Anonymität der Kursleiter zu wahren, die sonst leicht identifizierbar wären.

- *Friedensdienst Forum*, ein subventionierter Träger, der Friedensfachkräfte aus- und weiterbildet. Der hier angebotene Workshop zur psychologischen und sozialen Dimension von Traumata in interkulturellen Kontexten ist Bestandteil der Friedensfachkraftausbildung, aber auch für Externe als Einzelveranstaltung zugänglich.

Die Organisationen der Trauma-Arbeit entwickeln unterschiedliche Arbeitsprogramme zur Unterstützung von Menschen in Krisensituationen, da ein Bedarf an Betreuung und Beratung von den Organisationen ausgemacht wird. Diese Arbeitsprogramme basieren auf Annahmen über das menschliche Erleben von Krisen, wie z.B. Menschen sich in Krisen verhalten, sie wahrnehmen und sich danach an sie erinnern. Trotz ihrer Vielfalt, Konkurrenz und gegenseitiger Kritik konnte ich Gemeinsamkeiten zwischen den Organisationen feststellen. Alle Organisationen arbeiten mit der Intention des ‚Verarbeitens‘ von Erfahrung. Patrick Bracken, britischer Psychiater und Philosoph, beschreibt in seiner Monographie „Trauma“ (2002), dass das ‚Verarbeiten von Erfahrung‘ in Unterstützungsprogrammen auf zwei verschiedenen Ebenen angestrebt wird. In sogenannten ‚psychosozialen Projekten‘ wird die Idee des „processing of experience“ (2002, S. 6) in Form von Therapie, Beratung und Medikation als Heilinstrument auf die als ‚Opfer‘ identifizierten angewandt und unterliegt zudem als Grundidee der ‚politischen Heilung‘ auch staatlichen Programmen, wie z.B. Wahrheitskommissionen (2002, S. 6). Hieran wird deutlich, dass traumatische Erinnerungen, um ‚verarbeitet‘ zu werden – so die Annahme –, ausgesprochen, besprochen und oftmals auch an die Öffentlichkeit gebracht werden sollen. Dieses ‚Verarbeiten‘ durch Sprechen entstammt einem westlichen Diskurs der Psychologie. Neben der Annahme, dass prekäre Erlebnisse, ‚verarbeitet‘ und besprochen werden müssen, gibt es noch viele weitere Annahmen, die dem westlichen Trauma-Diskurs zugrunde liegen. Die Organisationen, in die ich durch meine Feldforschung Einblicke bekam, bedienen sich in ihrer Arbeit diesen Annahmen. Diese wirken sich auf das Selbstverständnis der Teilnehmer aus, indem vergangene Ereignisse rückblickend umgedeutet werden, um in Zukunft vorbereitet zu sein und geplanter zu handeln. In diesem

Aufsatz soll der Frage nachgegangen werden, welchen Konzepten und Erklärungsmodellen sich die Organisationen bedienen, wie diese in der Vorbereitung auf zukünftiges Erleben durch die Kursleitung vermittelt und von den Teilnehmern genutzt werden. Wie bereits erläutert, behandle ich diese Konzepte und Erklärungsmodelle, zu denen etwa die getrennte Existenz und das Zusammenwirken von Körper und Geist oder die Funktion von Emotionen gehört, als *Annahmen* über das menschliche Krisenerleben.

Im DSM, auf das sich viele Organisationen berufen, wird Trauma an einem Vorfall festgemacht, bei dem Lebensgefahr am eigenen Leib erfahren wird oder am Erlebnis, eine andere Person in Lebensgefahr oder beim plötzlichen Tod zu sehen bzw. davon zu erfahren. Andere geläufige Definitionen von Trauma sind die einer ‚überwältigenden Erfahrung, die man nicht verkraften kann‘ oder der Zustand absoluter Hilflosigkeit, Ohnmacht in der Konfrontation mit dem Tod. Einige Organisationen legen Wert darauf, dass es eine plötzliche, unerwartete Erfahrung sein muss. Andere Organisationen sprechen auch von prozesshaften Traumata, die sich über längere Zeiträume entwickeln, in denen etwa keine Nahrungssicherung gegeben ist oder ständige Angst herrscht.

Wie ich in meinen Beobachtungen feststellen konnte, kombiniert jede Organisation unterschiedliche Erklärungsansätze aus biomedizinischen und psychoanalytischen Erkenntnissen, der von ihnen wahrgenommenen Bedeutung von Emotion und Verstand, dem Verständnis von Körper und Geist zu einer Art Erklärungsmodell. Dieses dient dann – aus Sicht der Organisation – als universal gültige oder regionalspezifische Erklärung dafür, wie Krisen erlebt werden, und der Entwicklung von Maßnahmen zur Betreuung und Beratung. Da die Erklärungsmodelle der verschiedenen Organisationen stark voneinander abweichen, bringen sie unterschiedliche Betreuungsprogramme hervor, welche teilweise in Konkurrenz zueinander stehen. Wegen ihrer Unterschiedlichkeit, ihrer kulturellen Bedingtheit und der Tatsache, dass westliche Konzeptionen des Menschen, z.B. die Existenz der Psyche und Wechselwirkungen zwischen Körper und Psyche, kaum hinterfragt werden, bezeichne ich die Erklärungsansätze als *Annahmen*.

Diese *Annahmen* sollen im Folgenden aus einer soziologischen Perspektive betrachtet werden, indem die kulturelle Wissensproduktion im Bereich der Trauma-Arbeit fokussiert wird. Wegen der unterschiedlichen Definitionen und Implikationen des Traumabegriffs habe ich ihn selbst zum Forschungsgegenstand gemacht und betrachte ihn aus agnostischer Perspektive. Durch eine Befremdung des Gegenstands lassen sich Annahmen des Krisenerlebens wie die des ‚Verarbeitens‘ aus einer kritischen Perspektive beleuchten. Dabei wird neben dem Hinterfragen der medizinischen Theorie und der Biologismen im Traumbereich auch die Rolle der Psychologie als wesentlicher Einflussfaktor auf westliche Subjektkonstitution interessieren.

In den Kursen wurden die organisationsspezifischen Erklärungsmodelle auf zwei verschiedene Arten vermittelt. Begonnen wurde mit einer theoretischen Einführung in das jeweilige Traumaverständnis, das in fast allen Organisationen auf den Erkenntnissen der Psychotraumatologie aufbaute. Im Anschluss wurden Übungen durchgeführt, in denen Betreuungs-, Beratungs- oder Therapiesituationen simuliert wurden. Wie ich im Folgenden argumentieren werde, findet im theoretischen Einführungsteil die Vermittlung bestimmter Kategorien statt, die für das Traumaverständnis relevant sind. Kategorien machen eine Klassifikation von Menschen möglich, wie von Ian Hacking in seinen Studien über *Multiple Persönlichkeit* (1995b), Homosexualität (1986) oder *Fugue* (1998) verdeutlicht wurde.⁸ Klassifikationen sind letztendlich daran beteiligt, was Hacking *making up people* nennt (Hacking, 1986, 2006), indem sie in einem *looping effect* (Rückkopplungseffekt) auf die Menschen einwirken, die die Klassifikationen hervorgebracht haben und auf die sie angewandt werden. Einer deduktiven Logik folgend wird das Erklärungsmodell der Organisation von den Teilnehmern auf ihr eigenes Erleben im Kurs und ihre Erlebnisse der

⁸ Fugue ist eine dissoziative Störung und wird im ICD-10 beschrieben als „zielgerichtete Ortsveränderung von zu Hause oder vom Arbeitsplatz fort, wobei die betreffende Person sich äußerlich geordnet verhält. Zusätzlich liegen alle Kennzeichen einer dissoziativen Amnesie vor. In einigen Fällen wird eine neue Identität angenommen, im allgemeinen nur für wenige Tage, aber gelegentlich auch für lange Zeiträume und erstaunlich vollständig. Es kann eine Reise zu früher bekannten Plätzen und Orten mit gefühlsmäßiger Bedeutung erfolgen. Obwohl für die Zeit der Fugue eine Amnesie besteht, kann das Verhalten des Patienten während dieser Zeit auf unabhängige Beobachter vollständig normal wirken“ (World Health Organization "Internationale Klassifikation psychischer Störungen. ICD-10, Kapitel V (F); klinisch-diagnostische Leitlinien," 2005 [1992], p. 176ff.).

Vergangenheit angewandt, um Handlungsweisen für die Zukunft zu entwickeln.

Um das in den Kursen vermittelte Grundlagenwissen über Körper, Geist, Normalität und Krankheit umzusetzen, werden diese Kategorien in den darauffolgenden Übungen angewandt und nachbesprochen. Dies geschieht durch Konzepte der Psychologie, die als Verknüpfungen zwischen dem abstrakt erscheinenden Theorieteil und den Übungen dienen. Im Unterschied zu den eher abstrakten Kategorien ermöglichen die psychologischen Konzepte den Teilnehmern, deren Inhalte in den Übungen selbst zu erfahren oder bei anderen zu beobachten. Wie dies geschieht, soll im zweiten Teil des Artikels analysiert werden.

Die Trauma-Kurse können so als Teil des von Hacking benannten *looping effects* verstanden werden, denn es werden Kategorien vermittelt, die eine Klassifikation von Zuständen, Verhaltensweisen und Menschen möglich machen und sich in diesem Zuge auch auf die Konstitution der Teilnehmenden selbst auswirken, indem diese die Kategorien auf sich selbst anzuwenden und zu erfahren lernen (*making of people*).

Trauma und PTBS als historische Konstruktionen

Den Abstract seines Artikels “‘Don’t Be Scared, Be Prepared’. Trauma-Anxiety-Resilience” beginnt Mark Neocleous mit der Ansage „Rather than concerning ourselves with ‘governing trauma’ we should instead be concerned with how trauma has come to govern us” (2012, S. 188). “Trauma talk”, wie Neocleous ihn bezeichnet, werde in einer Alltäglichkeit und Selbstverständlichkeit geführt, in der Trauma als natürliche Kategorie erscheint, durch die wir zu denken ermutigt würden (S. 189).

Die Existenz von Trauma wird kaum in Frage gestellt. Dabei ist es gut möglich, dass ‚Trauma‘ ähnlich wie die ‚Hysteriewelle‘ zu einem späteren Zeitpunkt Geschichte sein wird. Bezeichnenderweise markieren Sigmund Freuds Hysteriestudien den Beginn der Psychoanalyse und auf psychoanalytischen Grundlagen beruht auch das im Westen verbreitete Traumaverständnis. Patrick

Bracken und Celia Petty merken in der Einleitung ihres Sammelbandes „Rethinking the Trauma of War“ an, dass Historiker zu einem späteren Zeitpunkt auf die 1980er sowie 1990er Jahre und den Beginn des 21. Jahrhunderts zurückblicken werden und dabei das Aufkommen von Trauma-Projekten als Interventionsmaßnahme in Kriegen feststellen werden (1998, S. 1). Auch insgesamt würden sie ‚Trauma‘ als dominierenden Diskurs festmachen, durch den jegliche Form des Leidens und verschiedene Katastrophen und Krisen artikuliert werden (Neocleous, 2012, S. 188f.).

Welche Bedeutung ‚Trauma‘ erlangt hat und welche Assoziationen mit dem Konzept verbunden sind, werde ich im Folgenden aus einer kritischen Perspektive aufzeigen.

Individuelles und kollektives Trauma

Der Begriff „Trauma“ hat viele verschiedene Bedeutungen, die sich grob in zwei Lager einteilen lassen. Zum Einen existiert der festgelegte psychiatrische Begriff einer Krankheit und weiterhin der populäre Begriff einer seelischen Wunde, von der eine ganze Nation oder Gemeinschaft betroffen sein kann, z.B. die USA nach dem 11. September, Deutschland und vor allem auch die jüdische Gemeinde nach dem Holocaust.

The idea that tragic and painful events, whether individually or collectively experienced, leave marks in the mind which are then seen as “scars” by analogy to those left in the body, is [...] easily accepted. (Fassin & Rechtman, 2009, S. 4)

In welchem Verhältnis steht also das, was von Psychiatern mit einem Trauma beim Einzelnen diagnostiziert wird, zu dem Phänomen einer ganzen Nachkriegsgesellschaft? Dass Psychologen und Psychiater beim Unglück von einzelnen oder auch größerer Gruppen miteinbezogen werden, wird heute nicht hinterfragt, war aber vor etwa 30 Jahren noch nicht selbstverständlich. Viele verschiedene Begriffe gingen dem des ‚Traumas‘ voraus, etwa der *shell shock* (Fassin & Rechtman, 2009, S. 5) oder die *Kriegsneurose* (Fassin & Rechtman, 2009, S. 34). Während damals die Symptome von Soldaten mit ‚Kriegsneurose‘

nach einem schockierenden Ereignis vor Gericht von Psychologen und Psychiatern oft für gespielt gehalten und in Frage gestellt wurden, hat sich die Wahrnehmung der Betroffenen heute vom ‚Drückeberger‘ zum ‚Opfer‘ gewandelt (Fassin & Rechtman, 2009, S. 5). Trauma ist heute ein ‚legitimer Status‘ und so gehen Fassin und Rechtman in ihrem Buch „The Empire of Trauma. An Inquiry into the Condition of Victimhood“ (2009) dem historischen Moment des Übergangs dessen, was früher für Betrug gehalten wurde und heute kaum hinterfragt wird, auf den Grund.

Our goal is [...] to understand how we have moved from a realm in which the symptoms of the wounded soldier or the injured worker were deemed of doubtful legitimacy to one in which their suffering, no longer contested, testifies to an experience that excites sympathy and merits compensation. The point is to grasp the shift that has resulted in what used to excite suspicion now having the value of proof – the shift whereby what was false has become what is true. (Fassin & Rechtman, 2009, S. 5)

Sie geben zwei Entwicklungen an, die diese neue Wahrnehmung von Trauma und deren Wirkungsmacht herbeigeführt haben. Erstens nennen sie Lobbygruppen, insbesondere Veteranen und Verfechter von Frauenrechten, die Psychologie und Psychiatrie maßgeblich mit der Etablierung der Kategorie des ‚Opfers‘ beeinflusst haben. Zweitens geht es ihnen um das generelle, global zirkulierende Konzept von Trauma, das aus der psychiatrischen Klassifikation entsprungen ist, sich aber schnell auf viele andere Bereiche ausgeweitet hat und z.B. in sozialwissenschaftlichen Begriffen wie „cultural trauma“ und „historical trauma“ (Fassin & Rechtman, 2009, S. 15) zu finden ist. Trauma hat so „a new language of the event“ (Fassin & Rechtman, 2009, S. 6) kreiert. Trauma kann zu einem wichtigen Status für verschiedene Forderungen werden. Dass der Begriff der ‚Neurose‘ verworfen wurde und sich ‚Trauma‘ als Krankheitsstatus von ‚Opfern‘ durchgesetzt hat, hat laut Fassin und Rechtman politische Konsequenzen. Sie sprechen deshalb von „politics of trauma“, die den Einzelnen wie auch ganze Gesellschaften betreffen:

Politics of reparation, politics of testimony, politics of proof – in all three cases, trauma is not simply the cause of

suffering that is being treated, it is also a resource that can be used to support a right. (Fassin & Rechtman, 2009, S. 10)

Im sozial- und geisteswissenschaftlichen Verständnis ist Trauma oft das Unaussprechliche (Assmann, 1999) oder bezeichnet diejenigen Ereignisse, die erst verzögert nach einer Tabuisierung dem öffentlichen Blick ausgesetzt werden (Fassin & Rechtman, 2009, S. 18), wie zum Beispiel die Massenvergewaltigungen, die durch sowjetische Soldaten im zweiten Weltkrieg begangen und wurden und erst in den letzten Jahren öffentlich thematisiert werden (Naimark, 1995, S. 132f.). Diese Auffassung kollektiven Traumas, scheint sich auf den ersten Blick von dem individualistischen Verständnis, wie es in der psychiatrischen Klassifikation vorzufinden ist, abzuheben. Jedoch liegt zwischen beiden ein ursächlicher Zusammenhang.

... in psychoanalysis the analogy between what is happening at the collective level and what is going on at the individual level establishes a connection between the culture and the psyche, a connection which today lies at the heart of the politics of trauma: the collective event supplies the substance of the trauma which will be articulated in individual experience; in return, individual suffering bears witness to the traumatic aspect of the collective drama. (Fassin & Rechtman, 2009, S. 18)

Der Traumadiskurs basiert durch seine starke psychoanalytische Verankerung auf einem individualistischen Verständnis menschlichen Lebens, in dem innerpsychische Welten von Menschen betont werden und Gesellschaft als Summe von Individuen betrachtet wird. Es gibt jedoch in den Religionen, Nationen und Regionen der Welt unterschiedliche Vorstellungen des Selbst (des *self* und *selfhood*), die im dominanten Traumadiskurs nicht berücksichtigt werden (Bracken, 1998, S. 40f.; Bracken, Giller, & Summerfield, 1995).⁹

Nicht nur durch den individualistischen Traumabegriff, der eine Pathologisierung vorantreibt, sondern auch durch den Traumadiskurs, der sich einem kollektivistischen Traumabegriff bedient, wird eine Universalisierung des Leidens betrieben. Beispielsweise erklärt ein populärer Ansatz vertreten durch die

⁹ Für einen Versuch der Klassifizierung unterschiedlicher Vorstellungen siehe (Kirmayer, 2007).

Literaturwissenschaftlerin Cathy Caruth, dass unsere Empathie für das Unglück der Welt in unserer eigenen Vergangenheit und Erfahrung begründet liege (1996, S. 10f.; siehe auch Fassin & Rechtman, 2009, S. 19); dass wir beispielsweise das Leid aktueller Kriege nur durch in den im zweiten Weltkrieg angerichteten Schaden, der uns selbst und unsere Vorfahren betraf, nachvollziehen können. Diese Universalisierung ist zeitgleich immer eine Trivialisierung, denn hier werden Vergewaltigungen und Autounfälle mit Genoziden gleichgesetzt und somit unterschiedliche Ausmaße, aber auch historische Gegebenheiten ausgeblendet (Fassin & Rechtman, 2009, S. 19).

Die politische Implikation der Traumadiskurse trifft nicht nur auf die psychiatrische Klassifikation, sondern auch auf viele Theorien kollektiven Traumas zu. Allein die diskursive Rahmung vieler Krisen, Katastrophen und Gewalttaten als ‚Trauma‘ wird so zu einem politischen Akt.

By applying the same psychological classification to the person who suffers violence, the person commits it, and the person who witnesses it, the concept of trauma profoundly transforms the moral framework of what constitutes humanity. (Fassin & Rechtman, 2009, S. 21)

Nachdem nun in die wissenschaftliche Begriffsverwendung ‚Trauma‘ eingeführt wurde, wird im folgenden Abschnitt die Rolle der westlichen Psychiatrie in den Blick genommen, um anschließend die rasante Entwicklung der Diagnose ‚Posttraumatische Belastungsstörung‘ zu skizzieren.

Posttraumatische Belastungsstörung

In seinem Buch „Mad Travelers. Reflections on the Reality of Transient Mental Illnesses“ (1998) behandelt Ian Hacking den historischen Fall der „Dissoziativen Fugue“, einer dissoziativen Störung, die eine kurzzeitige ‚Modekrankheit‘ in den 1890ern in Frankreich und Deutschland darstellt. Bei der *Fugue* (französisch für Flucht) handelt es sich um eine Krankheit des ziellosen Ausreißens oder Umherirrens, die mit Identitäts- und Gedächtnisverlust einhergeht.¹⁰ Von

¹⁰ Siehe Fußnote 8.

„transient illness“ spricht er nicht, weil die Krankheit im Leben des Patienten vorübergehend ist, sondern wegen des vorübergehenden Auftretens des Krankheitsbildes zu einer bestimmten historischen Zeitspanne in einer bestimmten Region. Auch die Posttraumatische Belastungsstörung kann als ‚Modekrankheit‘ gesehen werden, da sie vor wenigen Jahrzehnten aufkam, gerade ihren Hochpunkt erfährt und evtl. eines Tages verschwinden wird. Ihre Entstehung lässt sich historisch nachzeichnen.

Die Diagnose PTBS wurde 1980 im DSM-III, dem *Diagnostic and Statistic Manual of Mental Disorders* der *American Psychiatric Association*, nach einem politischen Kampf von Vietnam-Veteranen und Psychiatern eingeführt. Die Betroffenen litten unter Kriegstraumata und forderten eine offizielle Anerkennung ihrer bis dato nicht diagnostizierbaren psychischen Leiden (Young, 1995, S. 5). Die Diagnose hat sich heute weltweit verbreitet und wird auch von anderen Lobbygruppen, wie etwa Frauenrechtlerinnen, als Errungenschaft betrachtet, da sie Betroffenen von Katastrophen, Krisen, Gewalttaten und Kriegen ihr Leiden offiziell zugestehe und die Möglichkeit der Finanzierung von Therapien eröffnet. Eine PTBS wird an einer langen Liste verschiedener Symptome festgemacht, die sich laut DSM-5 in vier Kategorien einteilen lassen: Wiedererleben (z.B. durch sich aufdrängende Erinnerungen Flashbacks oder in Träumen), Vermeidungsverhalten (z.B. Vermeidung von Aktivitäten, Situationen und Stichworten, die Erinnerungen an das Trauma wach rufen könnten), negative Stimmungslage und Gedanken (z.B. Gefühl des Betäubtseins, emotionale Stumpfheit, Gleichgültigkeit gegenüber anderen Menschen, verminderte soziale Teilhabe und Gefühl der Entfremdung) und erhöhte Erregung (z.B. Schlafstörungen, extreme Wachsamkeit).

‘Trauma’ wurde erst im 19. bzw. 20. Jahrhundert ‘entdeckt’, die Diagnose erst Jahrzehnte später eingeführt. Dennoch wird davon ausgegangen, dass PTBS schon immer existierte. Rückwirkend werden historische Dokumente nach Beschreibungen der Symptome untersucht, wie etwa der Bericht Samuel Pepys über das große Feuer in London im Jahr 1666. Er berichtet von Schlaflosigkeit

und andauernder Angst, vom Feuer erfasst zu werden (Young, 1995, S. 3). Insgesamt wird also von einer Universalität und Zeitlosigkeit des Krankheitsbildes ausgegangen.

PTSD is often presented as though it was something ‘discovered’ by psychiatrists, something, which since being discovered, throws light on other unexplained areas of psychological functioning. In fact, PTSD is something created by psychiatry at a particular historical and cultural moment. (Bracken, 1998, S. 39)

Allan Young sieht den Ursprung der heute diagnostizierten Krankheit in der Entstehung eines neuen Verständnisses von Gedächtnis und Erinnerung, das sich im 19. Jahrhundert in Europa durchsetzte.

This new conception was based on the idea that intensely frightening or disturbing experiences could produce memories that are concealed in automatic behaviors, repetitive acts over which the affected person exercised no conscious control. (1995, S. 4)

Das hierauf basierende, beobachtete ‚Syndrom‘, das durch Intrusionen, Befremdungsgefühle, Erinnerungsverlust, etc. charakterisiert war, wurde von verschiedenen Ärzten und Wissenschaftlern im 19. und 20. Jahrhundert unterschiedlich betitelt. John Erichsen entdeckte ‚railway spine‘ als neurologische Krankheit bei Betroffenen von Zugunglücken. Charcot, Janet und Freud untersuchten Dissoziation und Hysterie, welche ähnliche Symptome wie die spätere PTBS aufweisen. Im ersten Weltkrieg wurde ‚shell shock‘, synonym zum Begriff der ‚Kriegsneurose‘, bei zitternden Soldaten diagnostiziert, die von der Front zurückkehrten. Letztendlich fand der amerikanische Psychoanalyt Abram Kardiner in den 1940er Jahren Kriterien und Formen von Traumatisierung, die noch heute im DSM-V zu finden sind: zeitlich verzögert einsetzendes Trauma (delayed onset) und chronifizierte Formen, denen jedoch von der wissenschaftlichen Gemeinschaft zunächst keine Aufmerksamkeit geschenkt wurde. All diese Phänomene bereiteten den Weg zur Aufnahme von PTBS als Diagnose in das DSM-III, die auch zur allgemeinen Anerkennung des Krankheitsbildes PTBS führte (Neocleous, 2012, S. 193; Young, 1995, S. 3, 5).

PTBS hat ihre Wurzeln somit in der Geschichte des Krieges; sei es der ‚shell shock‘ im ersten Weltkrieg, Kardiners Erkenntnisse im zweiten Weltkrieg und insbesondere die Lobby der Vietnam Veteranen, die ab 1968 zurückkehrten und letztendlich die offizielle Einführung der Diagnose forderten. Auch heute basiert ein Großteil der Forschungen über PTBS auf der Untersuchungsgruppe der Kriegsveteranen.

...the fate of the category “trauma” was tied to the history of warfare, and one cannot understand PTSD without grasping it in the context of America’s attempt to understand Vietnam and its own role (and “traumatic” defeat) in that war. That is, we need to recognize from the outset that PTSD was a *politically driven psychiatric diagnosis*. (Neocleous, 2012, S. 193)

Damit lässt sich eine Universalisierung von Leiden, die aus dem Konzept des kollektiven Traumas resultiert, auch durch Klassifikation und Diagnostizierung von PTBS ausmachen. Durch die Diagnose einer PTBS werden alle zu ‚Opfern‘: Überlebende des Holocaust, Täter des Holocaust, sexuell missbrauchte Kinder, Betroffene häuslicher Gewalt und Vietnam-Veteranen (Fassin & Rechtman, 2009; Neocleous, 2012, S. 193). Dieses Paradox, dass Täter gleichzeitig Opfer sind, eröffnet einen Nutzen von Seiten des Staates, den Neocleous am US-amerikanischen Beispiel veranschaulicht: “...classing perpetrators as victims was a move that satisfied both pacifists and supporters of the war because it meant that the war could be denounced by both sides and without directly condemning those who fought in it” (Neocleous, 2012, S. 194). PTBS unterscheidet nicht zwischen Tätern und Opfern, sondern wird auf beiden Seiten diagnostiziert und entpolitisiert somit Gewalttaten.

Zusammenfassend lässt sich das Störungsbild beschreiben als „glued together by the practices, technologies, and narratives with which it is diagnosed, studied, treated, and represented and by the various interests, institutions, and moral arguments that mobilized these efforts and resources” (Young, 1995, S. 5). Es findet demnach Akzeptanz in einer breiten ‘medical community’ bestehend aus Ärzten, Therapeuten, Wissenschaftlern, Patienten und – wie sich in dieser Arbeit zeigen – Leitern und Teilnehmern der Vorbereitungskurse. Sie ist institutionell

durch weltweit verbreite Manuale wie das DSM und das ICD verankert. Den Patienten werden durch die Diagnose einer PTBS gewisse Freiräume eröffnet: Krankschreibungen, die Finanzierung von Therapien und Kuraufenthalte durch Krankenkassen, Renten für Kriegsveteranen, etc. In den helfenden Berufen stellt sich die das Krankheitsbild zudem als ein besonderes dar. Ein heldenhafter Einsatz eines Feuerwehrmanns, der Leben zu retten versucht, ein Soldat, der im Krieg sein Vaterland verteidigt oder ein Therapeut, der den Geschichten einer schweren Vergangenheit seiner Patienten geduldig zuhört. Alle drei – so die Annahme – begeben sich durch ihre selbstlose Tätigkeit in die Gefahr, an einer PTBS zu erkranken; ein durchaus ‚tugendhaftes‘ Unterfangen. Gleichzeitig laufen sie Gefahr, durch die ständige Beobachtung ihres Arbeitsumfeldes, das ihren ‚Belastungszustand‘ einzuschätzen versucht, ihren Job zu verlieren, denn wer nach prekären Ereignissen auffällig reagiert, wird besorgt zur Seite gezogen.

Ob nun ‚transient illness‘ gemäß Hacking (1998), ‚dominanter Diskurs‘ wie bei Neocleous (2012), ‚politische angetriebene Diagnose‘ laut Fassin und Rechtman (2009) oder ‚Modediagnose‘ wie von Frances kritisiert (2013b) – Trauma erlebt momentan durch seine Anwendung als Diagnose und als neue Kategorie für Krise, Gewalt, Krieg und Zerstörung einen Aufschwung, wenn nicht sogar Hochkonjunktur. Während Frances davon ausgeht, dass „PTBS [...] die Menschheit vermutlich von Beginn an begleitet [hat]“ (Frances, 2013b, S. 229), ist sie bei Hacking, Neocleous, Fassin und Rechtman jedoch ein Produkt einer bestimmten Zeit.

Vorbeugen und Schulen durch Konzepte

Im Einführungsteil der von mir beobachteten Trauma-Kurse wird das spezifische Wissen der Psychotraumatologie vorgestellt, vermittelt und im Anschluss in Rollenspielen angewandt. Dabei werden Auffassungen von Körper und Geist, Normalität und Störung sowie Gesundheit und Krankheit in den Übungen *trainiert*. Im Rahmen der Wissensvermittlung und -anwendung werden Annahmen über Körper, Geist, Normalität, etc. universalisiert und naturalisiert. In diesem Teil soll gezeigt werden, wie sich das gelernte medizinische Wissen auf

das Selbstverständnis der Teilnehmer auswirkt. Dies geschieht, indem die Teilnehmer im Kurs beginnen, ihre Reaktionen auf vergangene Ereignisse umzudeuten.¹¹

Expert knowledge, variously mediated, interacts in multiple settings and through complex feedback loops with the practices and self-understanding of subjects, to the extent that these interactions are no longer recognized for what they are and are taken as natural givens. (Choudhury & Slaby, 2012, S. 8; siehe auch Ward 2002).

In der Dramaturgie der Kurse nahm zunächst die Medizin, genauer gesagt die medizinischen Erklärungen von Stressreaktionen die wichtigste Rolle ein. Im praktischen Teil der Workshops wird sich bezüglich der Erklärung von Traumatisierung hauptsächlich der Psychologie bedient, da sie mehr Raum für individuelles Verhalten zulässt als die Medizin. Nach einer Einführung in die als allgemein gültig angenommenen medizinischen ‚Grundlagen‘, nimmt die Psychologie das vermeintlich, ‚individuelle‘, ‚seelische‘ Erleben in den Blick. Somit bietet sie in den Kursen die Möglichkeit zu erklären, warum jeder unterschiedlich auf traumatische Ereignisse reagiert und warum nicht jeder eine PTBS davonträgt.

In diesem Teil soll deshalb die Rolle der Psychologie in den Kursen interessieren. Wie ich im Folgenden zeigen werde, ist die Psychologie allerdings ebenso wie die Medizin ein universalisierendes Wissen, das sich die Schulungsteilnehmer aneignen und das ihr Selbstverständnis beeinflusst. Genau deshalb hat die Psychologie in den Trauma-Kursen eine entscheidende Funktion für den Prozess, der als *Subjektivierung* verstanden werden kann. Für eine kritische Perspektive auf die Verwendung der Psychologie in der Traumavorbereitung möchte ich zunächst die ‚Historiographie der Psychologie‘ vorstellen. Die zukunftsgerichteten Techniken bestehen aus einer Umdeutung vergangener Erlebnisse, bei der in einer deduktiven Logik eine Referenzierung der Kursinhalte

¹¹ Aus Gründen der Anonymisierung und zum Schutz der Privatsphäre werden in dieser Arbeit keine persönlichen Geschichten der Teilnehmer herangezogen. Stattdessen werde ich beispielhaft beschreiben bzw. mein eigenes Erleben des Kurses autoethnographisch dargestellt. Zur Autoethnographie, in der eine hohe Selbstreflexion des Forschers im Vordergrund steht siehe z.B. Anderson 2006; Chang 2008.

auf die eigene Person vollzogen wird. Zuletzt soll anhand Ian Hackings Theorie der „human kinds“ gezeigt werden, wie Kategorien und Konzepte der Traumarbeit in den Kursen *eintrainiert* werden und welche Rolle die Psychologie hierbei einnimmt. Es wird sich hierbei zeigen, dass insbesondere psychologische Konzepte in den Kursen Handlungsräume bei den Teilnehmern eröffnen, die den Vorbereitungsaspekt der Kurse ausmachen.

Die Rolle der Psychologie

Vertreten durch die Autoren Kurt Danziger (1990, 1997), Nikolas Rose (1990, 1998), Graham Richards (2002a, 2002b) und Steven Ward (2002) stellt die Historiographie der Psychologie eine eher marginalisierte Sparte innerhalb der Disziplin dar (vgl. auch Brinkmann, 2008, S. 21; Richards, 2002a, S. 8). Dabei widmet sie sich einem Thema, das ein Großteil der Disziplin zu ignorieren scheint, nämlich der reflexiven Betrachtung der eigenen Wissensgenerierung im Allgemeinen sowie dem Blick auf die historische Entstehung der Psychologie und ihrer weiteren Entwicklung im Speziellen.

Nikolas Rose hingegen zeigt in seiner Monographie „*Inventing our Selves. Psychology, Power and Personhood*“ (1998), wie Menschen sich durch die bzw. in der Psychologie selbst ‚erfunden‘ haben. Diese durch die Psychologie bestimmte Subjektivation lehnt an Foucaults Leitbegriffe der ‚Disziplinierung‘, ‚Gouvernementalität‘ und ‚Konstitution des Subjekts‘ an und bezieht dabei die Ebene des Staates mit ein.¹² Rose zeichnet nicht nur die Geschichte der Psychologie nach, sondern entwickelt mit dem Begriff der *techne* einen theoretischen Rahmen dafür, wie psychologisches Wissen als „certain form of life, a mode of practicing or acting upon the world“ (Rose, 1996, S. 116) fungiert, durch die Subjektivität produziert wird.

¹² Rose meint mit *Gouvernementalities* in Bezug auf Foucault (1981, 1990 [1979]), „...combinations of political rationalities and human technologies. They are ways of construing the proper ends and means of political authority: the objects to which rule should be addressed, the scope of political authority, the legitimate methods it may use. And they are ways of seeking to operationalize such ambitions, devising techniques and constructing devices to act upon the lives and conduct of subjects to shape them in desired ways“ (N. S. Rose, 1998, p. 68). Für einen Überblick zu Foucaults Subjektbegriff siehe Foucault (1982).

Psychologie ist letztendlich “produced by, produces, and is an instance of its own subject-matter” (Richards, 2002b, S. 7), also der Gegenstand wechselseitiger Beeinflussung zwischen Subjektformationen, institutionellen Richtlinien, Materiellem und Praktiken, die die Psychologie hervorbringt und die wiederum die Psychologie als Disziplin hervorbringen.

In Anlehnung an Foucault (1993), Rose (1998), Ward (2002) und Brinkmann (2008), möchte ich in der folgenden Analyse der Vorbereitung in Trauma-Kursen einen Fokus auf die *Praktiken* und *(Selbst-)Technologien* setzen, die aus psychologischen Wissenskomplexen abgeleitet werden, simultan neues (psychologisches) Wissen generieren und dabei institutionelle Bedingungen umsetzen, aber auch transformieren.

Selbsttechnologien sind bei Foucault

...models proposed for setting up and developing relationships with the self, for self-reflection, self-knowledge, self-examination, for the deciphering of the self by oneself, for the transformation one seeks to accomplish with oneself as objects. (Foucault, 1988, S. 29)

Die Psychologie nimmt hierbei eine wichtige Rolle ein, die auch in den Trauma-Kursen ersichtlich wird.

The psychological ways of thinking about people have not just served as passive representations of human subjects, but have in fact deeply influenced how humans think and feel, and indeed influenced human subjectivity itself. Since the birth of psychology, humans have increasingly come to think about themselves in the light of psychology’s concepts and categories, and their lives have become dependent on psychological technologies such as tests and therapies. (Brinkmann, 2005, S. 769)

Umdeuten

Die Trauma-Kurse bestanden neben den Grundlagen der Psychotraumatologie und Rollenspielen vor allem auch aus Narrationen: Erzählungen der Kursleiter aus ihren Einsätzen, Erzählungen der Teilnehmer aus ihrem privaten Leben oder ihrer beruflichen Laufbahn, Erzählungen von der Wahrnehmung des Seminartags in der

Abschlussrunde, Erzählungen von Freunden oder Kollegen. Manche Kleingruppenübungen bestanden explizit aus dem Erfahrungsaustausch zwischen den Teilnehmern. Andere Erzählungen wurden spontan und oft ungefragt von den Teilnehmern im Kurs eingebracht.

In den Kursen der *Expositionstherapie* und bei *Support Women* wurde ein Schwerpunkt auf die Bearbeitung *eigener* Erlebnisse gelegt. Dies geschah aus unterschiedlichen Gründen. Bei *Support Women* diente das Aufrollen der eigenen Vergangenheit dem *Training* von Betroffenheit und Empathiefähigkeit. In einer Übung zum Thema „Intergenerationales Trauma“ wurden alle Teilnehmerinnen einzeln nach vorne gebeten, um ihren Stammbaum – ab der Generation ihrer Großeltern – auf beschrifteten Kärtchen an die Wand zu pinnen. Dabei stand jedes Kärtchen mit Namen, Geburtsjahr und Geburtsort für einen Verwandten. Die Kursleiterin stellte zu jedem Stammbaum Fragen und kommentierte die Angaben, die von den Teilnehmerinnen gemacht wurden. Es stellte sich heraus, dass Eltern- oder Großelterngeneration aller Teilnehmerinnen in irgendeiner Form von Kriegseignissen betroffen waren. Viele der heutigen Probleme innerhalb der Familie wurden dann auf die Kriegsumstände zurückgeführt. In vielen Fällen wurde auch anhand von Wohnortswechsels aufzeigt, welche lebenslangen Konsequenzen die Kriege für die Familien hatten.¹³ In der Gruppe setzte ein ‚Aha-Moment‘ dadurch ein, dass viele schlussfolgerten, auch ihre Erziehung und ihr eigenes Leben sei vom Krieg beeinflusst.

Junge et al (2008) unterscheiden zwischen den Begriffen des Erlebens und des Erfahrens. Während der Begriff der Erfahrung „das eher aktive produktive Erkunden und Erforschen von Wirklichkeit“ (Junge et al., 2008, S. 17) beschreibt, beschränkt sich der Begriff des Erlebens „auf das eher passive rezeptive Registrieren und Sammeln“ (Junge et al., 2008, S. 17). Damit basiert die Erfahrung auf einer Handlung, wohingegen das Erlebnis ein passiver Akt ist. Wenn etwas anders eintritt als erwartet, „dann sind wir gezwungen, das Erlebte

¹³ Unter den Teilnehmerinnen waren nicht nur Personen, deren Eltern oder Großeltern vom zweiten Weltkrieg betroffen waren, sondern auch Teilnehmerinnen aus anderen Ländern, die direkt oder indirekt von anderen Kriegen betroffen waren.

und uns Widerfahrene in eine Geschichte zu fassen, um es uns und anderen verständlich zu machen“ (Junge et al., 2008, S. 18). Dies geschieht auch in der Stammbaumübung bei Support Women, indem die Teilnehmerinnen in der Gruppe sich nachträglich zu ihrer Familiengeschichte positionieren sollen und die heutigen Auswirkungen interpretiert werden. Beim *Umdeuten* vergangener Vorfälle, ist diese Verwandlung eines Erlebnisses in eine Erfahrung ein wichtiger Vorgang.

In dieser Übung wurde Empathie *trainiert*. In meinen Beobachtungen konnte ich feststellen, dass Empathie bei Support Women als wichtigste Voraussetzung für die Trauma-Arbeit gesehen wird. Der hier verwendete Traumabegriff weist Ähnlichkeiten zu Cathy Caruths empathischem Traumamodell auf, da durch eine eigene Verletzung in der Vergangenheit die eines anderen nachvollzogen werden soll.

In der *Expositionstherapie* diente die Artikulation der eigenen Erlebnisse dem Zweck des modellhaften Erlernens. Bevor die Kleingruppen sich zur Übung des Therapieablaufs in verschiedene Räume verteilten, kündigte einer der Kursleiter an: „Sie werden sehen, auch wenn sie selbst nicht traumatisiert sind, wird der Effekt der Therapie auch bei Ihren Erzählungen eintreten!“ In den Büros der Mitarbeiter des Zentrums wurde dann jeweils ein Teilnehmer aus der Kleingruppe zur Erzählung gebeten, während ein anderer die Rolle des Therapeuten übernahm. Der anwesende Kursleiter beobachtete gemeinsam mit den verbleibenden Teilnehmern den Gesprächsverlauf und griff gelegentlich ein. Die Erzählungen handelten von Unfällen, Angstmomenten und Tod. Die Teilnehmer in der Rolle des Patienten brachen dabei oft in Tränen aus. Dies wurde vom Kursleiter ermutigt und er empfahl dem angehenden Therapeuten und den Beobachtern, auf die Körpersprache und Mimik des Patienten zu achten. Zitternde Hände und häufiges Schlucken wurden als körperliche Zeichen für die Aktivierung des „heißen Gedächtnisses“ gedeutet.

Auf diese Art und Weise wurde aus Sicht der Kursleitung die universelle Funktion der Therapie durch die Biographie der Teilnehmer demonstrativ verifiziert. Hierfür wurde von einer deduktiven Logik Gebrauch gemacht. Es besteht die

Annahme, dass ein übergeordnetes, allgemein anwendbares Therapiemodell universell einsetzbar ist. In diesem Modell wird zwischen einem kalten, sachlichen Gedächtnis und einem heißen, emotionalen Gedächtnis unterschieden. Für die körperlichen Reaktionen der Probanden wurde die Gefühlsebene als ursächlich ausgemacht. Laut Modell ist die Gefühlsebene für die Aktivierung des heißen Gedächtnisses verantwortlich. In dieser deduktiven Logik, wurde vom übergeordneten Therapiemodell auf die körperliche Reaktion von einzelnen geschlossen.

In mehreren Kursen wurden auch prekäre Ereignisse meiner eigenen Biographie aufgearbeitet. So stellte ich fest, dass ich begann, eigene Erfahrungen aus Sicht der Biomedizin oder der Psychoanalyse zu deuten. Vergangene Reaktionen auf schlimme Ereignisse wie Schlafstörungen, Zustände der körperlichen Machtlosigkeit (*Freezing*) und Zustände der Übererregtheit schienen plötzlich plausibel. Diese Verknüpfung hatte ich vor Besuch der Kurse so nicht gezogen und die sichtbar einsetzende Referenzierung des Gelernten auf meine eigene Person bezog ich deshalb als Datenmaterial in meine Analyse mit ein.

Nicht nur im Kurs der *Expositionstherapie* und bei *Support Women* und nicht nur bei mir, setzte eine *Referenzierung auf die eigene Person* ein. Diese Anwendung des Gelernten auf die eigene Biographie wurde zwar nicht immer so explizit in dafür vorgesehenen Übungen ausgesprochen, bei den informellen Gesprächen in den Kaffeepausen oder am Abend bemerkte ich allerdings, wie die Teilnehmer das Gelernte auf ihre eigenen Erfahrungen anwandten. Sie erzählten von schlimmen Ereignissen, aber auch von Kollegen und ergänzten „das kennen wir alle“. Sie wandten dabei das im Kurs vorgegebene Vokabular auf die Geschichten an. Sie sprachen z.B. davon, dass sie „getriggert“ wurden; ein Begriff, der vom englischen „trigger“ (Auslöser, z.B. von einer Waffe oder Kamera) abgeleitet ist und in der Psychotraumatologie für die Wiedererinnerung, *Flash-Back* oder das Wiedererleben eines traumatischen Ereignisses steht, das durch einen sensorischen Schlüsselreiz (z.B. ein Geräusch oder Geruch) ausgelöst wird. Auch hier wird eine deduktive Logik ersichtlich. Die Teilnehmer deuteten ihre Erlebnisse nach den gelernten Traumamodellen um und wandten so nach einer deduktiven Logik die vorgegebenen Klassifikationen und Kategorien auf ihre

eigene Vergangenheit an.

Der Vorbereitungsaspekt der Kurse kann so als ein Umdeuten der bisherigen Erfahrungen begriffen werden. Die Erinnerung an ein vergangenes Ereignis wird aufgegriffen, in einen neuen Kontext gesetzt und so uminterpretiert. So werden in Kursen aus Erlebnissen Erfahrungen und in diesem Zuge auch Techniken für die Zukunft entwickelt. Dies geschieht, indem Narrative der Teilnehmer entsprechend organisationsspezifischen Traumalogik umgedeutet werden und dann als Beispiele für die Zukunft gelten.

Zwischenfazit: Kategorien einüben

In diesem Teil möchte ich auf die Rolle der Psychologie zurückkommen und sie hinsichtlich der zukunftsgerichteten Techniken analysieren. Die in Kursen angewandten Übungen können als Selbsttechniken verstanden werden, da die Teilnehmer angeleitet werden, in einer Retrospektive auf ihr Selbstverständnis einzuwirken. Bei diesen spezifischen Techniken der Vorbereitung durch Narration sind besonders die Kategorien der *Deduktion* und der *Referenzierung* relevant. In der Umdeutung vergangener Ereignisse erweisen sie sich als zentrale Aspekte der Vorbereitungstechniken.

Welche Rolle nimmt die Psychologie in diesen zukunftsgerichteten Techniken der Kurse ein? Das in den Kursen vorgestellte Stressmodell ist für die Teilnehmer zunächst abstrakt. Distress und Eustress, die Ausschüttung von Hormonen, eine aktivierte Amygdala oder ein aktivierter Hippocampus sind für die Teilnehmer weder in den Rollenspielen der Kurse noch an eigenen Erlebnissen der Vergangenheit beobachtbar. Deswegen werden Techniken eingeführt, die die Traumaerklärung an alltäglichen und vertrauten Mustern nachvollziehbar machen. Zu diesen Techniken gehören Narrationen, Tests und Rollenspiele.

In einer simulierten ersten Therapiesitzung der *Expositionstherapie* sollte ich als Patientin einen kurzen Überblick über meine Biographie geben, die ich symbolisch mit Steinen und Blumen entlang eines Seils auf dem Boden darstellen sollte. Als ich begann einen Unfall zu schildern unterbrach der Kursleiter meine Erzählung. Er wandte sich mit folgenden Worten an die Beobachter in der

Kleingruppe: „Schauen Sie auf den Hals! Sie beginnt häufiger zu schlucken, d.h. jetzt wird das heiße Gedächtnis aktiviert.“ Danach wandte er sich an die Therapeutin und empfahl ihr: „Sie sollten sie nun unterbrechen, damit das heiße Gedächtnis in dieser ersten Sitzung nicht aktiviert wird. Auf den Unfall sollten sie dann aber in den Folgesitzungen noch einmal detaillierter eingehen, denn hier ist scheinbar Angst im Spiel.“ An dieser Rollenspielsituation zeigt sich, dass Emotionsmuster verwendet werden. In der Expositionstherapie wird davon ausgegangen, dass Emotionen an körperlichen Reaktionen ablesbar sind, die auf tief sitzende Wahrheiten hinweisen. Das meinem Verhalten im Rollenspiel unterstellte Kausalmodell lautet hier: *häufiges Schlucken* → *Nervosität* → *verborgene Angst*.

Aus Sicht aller Organisationen sind Emotionen ein zentraler Aspekt von Traumatisierung und somit auch ein Kriterium für die Trauma-Arbeit. Bei der *SbE* werden Emotionen in „Reaktionen“ umbenannt, um sie zu kaschieren, denn laut Kursleiter „mögen Einsatzkräfte keine Emotionen“ oder zumindest „sprechen sie nicht gerne darüber“.¹⁴ Dennoch werden Emotionen als wichtig erachtet und sollen im Betreuungsgespräch nicht außen vor gelassen werden. In dieser und nahezu allen anderen Organisationen sind Emotionen ursächlich mit körperlichen Prozessen, genauer gesagt dem Stressmodell verknüpft. Emotionen können aber nicht biologisch nachgewiesen werden. In der Psychologie sind sie ein wichtiges Medium und für die Teilnehmer sind sie in den Kursen erfahrbar. Dies zeigt sich an den Formulierungen, die in der anschließenden Reflexion nach Übungen genutzt wurden, z.B. „ich habe mich [...] *gefühlt*“, „ich habe *erfahren*, dass es sich [...] *anfühlt*“, „ich konnte *spüren*, dass [...]“, „es hat mich [...] *gestimmt*“. Dementsprechend waren auch die Eingangsfragen ausgerichtet, z.B., „Wie hast du

¹⁴ Auf einer Konferenz erzählten mir zwei Teilnehmer beim Mittagessen, dass die Etablierung von psychosozialen Betreuungsstrukturen in Deutschland schwierig war und es noch immer ist, weil die meisten Einsatzkräfte sich als Helden verstünden, die Leben retteten und sich so keine Schwächen eingestünden. In der ursprünglichen Fassung des CISM Manuals von 1983 gab es statt der Phase „Reaktionen“ im Gesprächsmodell die Phase „Gefühle“, jedoch nur bis zum Jahr 1984. In der erweiterten, deutschen Ausgabe heißt es 15 Jahre später als Kritik am Zitieren der Erstversion: „Es gab mehrere Gründe, warum die Phase von „Gefühl“ in „Reaktion“ umbenannt wurde. Erstens fand man, daß das Wort Gefühl nicht für Einsatzkräfte paßte. Diese sprechen nicht gern über Gefühle. Zweitens wurde bedacht, daß Menschen auf traumatische Situationen unterschiedlich reagieren; Gefühle sind nur eine Reaktion.“ (Mitchell, Everly George S., Igl Andreas, & Schiwiek Ingeborg, 1998, p. 69)

dich *geföhlt?*“ oder „Wie war es für dich?“. Intention dieser Lernmethoden ist aus Sicht der Organisationen die Annahme, in Rollenspielen Zwischenmenschlichkeit, Befinden, Geföhle und Geföhlsausbrüche zu erleben.

Emotionen sind nicht nur seit jeher Analysewerkzeug und gleichzeitig Gegenstand der Psychologie, sie wurden und werden meist auch in der „Psychological Anthropology“ und vielen anderen Disziplinen wie der Pädagogik und oft auch in der Soziologie als gegeben hingenommen. An dieser Stelle sollen Geföhle weder wie im allgemeinsprachlichen Gebrauch als Ausdruck von Empfindung noch in einem psychologischen Verständnis als unkontrollierter Ausbruch oder verstecktes Zeichen des nicht Verbalisierbaren verstanden werden. Catherine Lutz schlägt stattdessen vor, Emotionen als ‚kulturelle Kategorie‘ (1986) zu behandeln, die in bestimmten Zusammenhängen herangezogen und dabei von Akteuren als natürlich gegeben vorausgesetzt wird. Diese unterschiedliche Auffassung des Emotionsbegriffs ist ein zentrales Unterscheidungskriterium zwischen der wissenschaftlichen Perspektive, die in den Kursen eingenommen wird und der wissenschaftlichen Perspektive, derer ich mich in meinen Feldbeobachtungen bedient habe. Dennoch sagt Lutz‘ Konzept der kulturellen Kategorie nichts darüber aus, *wie* Emotionen verwendet werden.

Emotionen werden wie am Beispiel der *Expositionstherapie* gezeigt in den zukunftsgerichteten Traumatechniken als psychologische Konzepte eingeföhrt. Diese psychologischen Konzepte knüpfen einerseits an das Selbstverständnis der Teilnehmer an und verleihen gleichzeitig den Schein einer wissenschaftlichen Objektivität und Professionalität. Sie sind zentraler Bestandteil der *Referenzierung auf die eigene Person*, denn die Teilnehmer gehen davon aus, dass sie bei sich selbst und bei anderen durch Selbst- und Fremdwahrnehmung an Mimik, Gestik und Gesprochenem beobachten könnten. Für eine Erklärung, wie psychologische Konzepte in den Kursen wirken, bietet sich Ian Hackings theoretische Perspektiven der ‚human kinds‘ (Hacking, 1995a) an, die von Svend Brinkmann (Brinkmann, 2005) erweitert wurden.

Brinkmann begreift psychologische Konzepte, zu denen auch die verwendeten

Emotionskonzepte gehören, als Teil von „human kinds“ (2005, S. 773).¹⁵ Mit *human kinds* sind bei Hacking nicht Menschen oder deren Gefühle an sich gemeint, sondern die „Arten – von Systemen der Klassifikation“ und die „Kategorisierung der Menschen“ (Hacking, 1995a; 2012 [1995], S. 12), die z.B. auch die Kategorisierung von Emotionen und Erfahrungen einschließen, denn “[h]uman-kind terms are always applied to, or by, human subjects” (Brinkmann, 2005, S. 776). *Human kinds* lassen sich durch drei Charakteristika von *natural kinds* abgrenzen: „intelligibility only within a discursive context; interaction with the description applied to them; and emergence together of categories and kinds“ (Brinkmann, 2005, S. 773) oder in Hacking's Worten “the chief difference between natural and human kinds is that the human kinds often make sense only within a certain social context” (1995a, S. 362). Brinkmann nennt als Beispiel einer *natural kind* Wasser, das auch vor der Erfindung der Chemie H₂O gewesen sei im Gegensatz zu einem Samurai als *human kind*, der nur in einem bestimmten sozialen Rahmen durch spezielle Diskurse und Beschreibungen als solcher existieren und agieren kann (2005, S. 773). Trauma und Traumatisierung sind demnach auch *human kinds* vergleichbar mit den Beispielen von *human kinds* aus Hacking's Studien: *Multiple Persönlichkeitsstörung* (1995b, 1996), *Fugue* (1998) oder Homosexualität (1986).

Wie ich zu Beginn argumentiert habe, ist die Posttraumatische Belastungsstörung eine ‚transient illness‘, die nur innerhalb einer ökologischen Nische bedingt durch unterschiedliche Faktoren existieren kann. *Transient illnesses* sind immer *human kinds*, denn sie existieren, wie der Samurai nur zu einer bestimmten Zeit an einem bestimmten Ort, werden von Menschen hervorgebracht und auf sie angewandt. Das in DSM und ICD ausgezeichnete Störungsbild PTBS gehört als Fall einer *transient illness* also auch zu den *human kinds*. Ich werde aber im Folgenden aus einem bestimmten Grund die Begrifflichkeit von Trauma als *human kind* bevorzugen, statt von ‚transient illness‘ zu sprechen. PTBS, die ich als eine ‚transient illness‘ dargestellt habe, ist nicht bei allen beschriebenen Organisationen zentraler Inhalt der Kurse. Der Dozent des *Friedensdienst Forums*

¹⁵ Human kind wurde – meiner Meinung nach unpassenderweise – auch mit „Menschenarten“ übersetzt (siehe Hacking, 2012 [1995]). Auch die Übersetzer selbst sind mit dem Begriff nicht ganz zufrieden und deshalb werde ich den englischen Begriff verwenden.

und die Organisation *Support Women* gehen von einem erweiterten Traumabegriff aus, beziehen politische und soziale Dimensionen sowie die Organisationsebene mit ein und behandeln nicht bzw. kaum das Störungsbild PTBS. Um dieses erweiterte Traumaverständnis *und* das der Organisationen in der *Krisenintervention*, von SbE und der *Expositionstherapie*, welche sich auf PTBS in ICD und DSM beziehen, einzuschließen, werde ich für meine folgende Analyse deshalb von Trauma als ‚human kind‘ statt von PTBS als ‚transient illness‘ sprechen.

Wie wirkt Trauma als *human kind* in den Kursen? Die Erklärung, dass Emotionen sozial konstruiert oder eine kulturelle Kategorie darstellen, kann nichts darüber aussagen, wie sie im Kurs angewandt werden und in den Techniken des Umdeutens durch *Deduktion* und *Referenz auf die eigene Person* letztendlich auf das Selbstverständnis der Teilnehmer einwirken. Hacking's Theorie der *human kinds* hat Potenzial, diesen Zusammenhang zu verdeutlichen. Bei Hacking ist das Subjekt ein selbstbestimmtes, das zu intentionalen Handlungen fähig ist. Die „intentionalen Handlungen“ des Subjekts „stehen ‚unter einer Beschreibung““ (Hacking, 1996, S. 303) und „[o]ne cannot act intentionally under a description unless this description is discursively available“ (Brinkmann, 2005, S. 774).

Beschreibungen werden in den Kursen durch die Verwendung psychologischer Konzepte wie das der Emotionen etabliert. Das ‚heiße Gedächtnisses‘ in der *Expositionstherapie* ist z.B. ein psychologisches Konzept, das im Theorieteil des Kurses eingeführt und in der Therapiesimulation angewandt wurde. Es ist an dieser Stelle fragwürdig, ob ‚Schlucken‘ eine intentionale Handlung ist und die Diskussion dessen würde hier zu weit führen. Es kann aber festgehalten werden, dass die Narration der Biographie und eines Unfalls mitsamt ihrer Mimik und Gestik ein Bündel von Handlungen ist, das durch die Vorgaben der Therapie, die Erzählaufforderung und die Ansagen des Kursleiters während der Simulation so erst möglich gemacht wird.

Wenn neue Beschreibungen zugänglich werden, in Umlauf kommen oder gar zu etwas werden, was richtigerweise zu sagen oder zu denken ist, dann gibt es neue Dinge, die zu tun man sich entscheiden kann. Wenn mir neue Intentionen eröffnet werden, weil mir neue

Beschreibungen und neue Begriffe zugänglich gemacht werden, dann lebe ich in einer neuen Welt von Möglichkeiten. (Hacking, 1996, S. 305)

Auch die „Reaktionen“, wie sie bei SbE genannt werden und das Reiz-Reaktions-Schema *Aufdringlichkeit* → *Aggression* sind psychologische Konzepte der Betreuung, also Beschreibungen, die neue Handlungsmöglichkeiten eröffnen. Trauma als *human kind* und die Vorbereitungsmethoden, die in diesem Kontext von Experten entwickelt und in Kursen vermittelt werden, liefern also neue Beschreibungen für Handlungen.

Human kinds wie Trauma stellen diskursiv neue Arten von Beschreibungen bereit, die neue Handlungen und neue Selbstinterpretationen ermöglichen.

Die Erfindung oder Prägung einer neuen Art oder Klassifikation von Menschen oder Verhaltensweisen kann neue Formen des Personseins und neue Auswahlmöglichkeiten, zum Guten wie zum Bösen, hervorbringen. Es gibt neue Beschreibungen, mithin neue Handlungen unter einer Beschreibung. Das heißt nicht, daß die Menschen sich in ihrem Wesen ändern, sondern daß ihnen nach den Gesetzen der Logik neue Handlungsmöglichkeiten offenstehen. (Hacking, 1996, S. 310)

Traumabegriffe, wie sie von den Organisationen in den Kursen vermittelt werden, liefern also neue Beschreibungen für die „Art oder Klassifikation von Menschen oder Verhaltensweisen“ (hier: Trauma und Traumatisierung).

Auch wenn die tatsächliche Existenz von *natural kinds* fragwürdig ist, zeigt sich in den oben angeführten Fallbeispielen der *Krisenintervention*, der *Expositionstherapie* und der SbE, dass Emotionen in den Kursen für *natural kinds* gehalten werden; nämlich für universal auffindbare Kategorien, die eine Gültigkeit der Traumaerklärungen und –methoden in jedem Kontext zuließen.¹⁶ Bei Brinkmann sind Emotionen psychologische Kategorien und angewandt auf Hackings Verständnis von *human kinds* interagieren psychologische Kategorien mit den *human kinds*. Damit sind sie aus Hackings Sicht genauso real wie *natural*

¹⁶ Aus Latours Sicht (vgl. Brinkmann, 2005, p. 775; 2000) wären sicherlich alle Arten und Kategorien menschliche und nicht natürliche, da sie alle durch den Menschen sozial konstruiert sind.

kinds und nicht ‚sozial konstruiert‘, (1999, S. 18f.); ein Begriff, den Hacking für zu unspezifisch hält (1999). Stattdessen sind psychologische Konzepte wie das der Emotionen an *looping effects* mit den Akteuren beteiligt:

Als eine bestimmte Art von Person angesehen zu werden oder als jemand, der eine bestimmte Art von Handlung vollzieht, kann Auswirkungen auf die betreffende Person haben. Eine neue oder modifizierte Klassifikationsweise kann die so klassifizierten Menschen systematisch beeinflussen, oder es kann vorkommen, daß die Menschen sich gegen die Wissenden, gegen die Klassifizierenden, gegen die klassifizierende Wissenschaft wehren. (Hacking, 1996, S. 310)

In den Trauma-Kursen wird nicht mit ‚tatsächlichen‘ Fällen von PTBS oder – allgemeiner gesprochen – als ‚traumatisiert‘ erachteten Personen für die Zukunft geprobt, es werden allerdings die gleichen psychologischen Konzepte in die Übungen mit einbezogen, die auch für Traumatisierung relevant sind: Angst, Stress, Reiz-Reaktions-Schemata, etc.

Was passiert also in den Kursen durch die Anwendung der Vorbereitungstechniken? *Human kinds* wie Trauma und auch die ‚transient illness‘ PTBS machen neue Beschreibungen zugänglich. In Form von Kategorien (Körper, Geist, etc.) und psychologischen Konzepten (Emotionen, etc.) werden diese Beschreibungen innerhalb der Kurse hervorgebracht und zugänglich gemacht. Dadurch, dass sie als *natural kinds* betrachtet werden, werden sie naturalisiert und universalisiert. In einer *deduktiven Logik* und eine *Referenz auf die eigene Person* können vergangene Ereignisse von den Teilnehmern dann in den Kursen umgedeutet werden. Ein verändertes Verständnis von Krisen und ein verändertes Selbstverständnis sind die Resultate dieses Umdeutungsprozesses. Die Psychologie mitsamt ihrer psychologischen Konzepten und die Psychotraumatologie sind deshalb „in the business of ‘making up people‘“ (Brinkmann, 2005, S. 769).

Worin besteht nun der Vorbereitungsaspekt der Techniken? Es geht vor allem um die Handlungsoptionen, die durch Beschreibungen geschaffen werden “...if a description is not there, then intentional actions under that descriptions cannot be there either...” (1986, S. 230). Ist eine Beschreibung aber da, ist eine

„intentionalen Handlung [...] ,unter einer Beschreibung““ (Hacking, 1996, S. 303) möglich. Die Beschreibungen, die durch psychologische Konzepte in den Kursen hervorgebracht werden, eröffnen Möglichkeit für zukünftiges Handeln. „Who we are is not only what we did, do, and will do but also what we might have done and may do. Making up people changes the space of possibilities for personhood“ (1986, S. 229).

Fazit

Die Vorbereitung auf den Fall einer potenziellen Traumatisierung und das Wissen, wie man sich in Krisen zu verhalten hat, sind die Ziele vieler Organisationen, die Trauma-Kurse für helfende Berufe anbieten. Obwohl es vorrangig um die Betreuung und Beratung anderer geht, ist auch der Erhalt des eigenen Wohlbefindens ein wichtiges Ziel. Vorbereitung scheint aus Sicht der Organisationen ein Weg zur besseren Kontrolle des emotionalen Erlebens zukünftiger Situationen zu sein.

Wie ich in meinem Aufsatz gezeigt habe, erfolgt das Vorbereiten auf die Zukunft über die Vermittlung eines Trauma-Erklärungsmodells und Übungen, in denen dieses zur Anwendung kommt. Die Organisationen bedienen sich hierfür vielen über Trauma kursierenden Annahmen. Da ich Trauma ein Produkt eines bestimmten historischen und kulturellen Moments fasse, favorisiere ich für die verwendeten Erklärungen den Begriff der *Annahmen* statt der Tatsachen.

Die Entstehung und heutige Auffassung von Trauma ist nach Young (1995), Fassin und Rechtman (2009), Bracken (1998, 2002) sowie Neocleous (2012) an einem verändertem Verständnis von Gedächtnis und Erinnerung Ende des 19. Jahrhunderts, der Psychoanalyse, Kriegskontexten und einer starken Lobby von Vietnam-Veteranen sowie von Frauenbewegungen festzumachen. Die vielen Bedeutungen des Begriffs ‚Trauma‘ lassen sich dabei in zwei Lager einteilen: auf der einen Seite die psychiatrische Kategorie und individuelle Diagnose der *Posttraumatischen Belastungsstörung* und auf der anderen Seite der Begriff einer seelischen Verletzung auf kollektiver Ebene. Indem Täter hierbei als Opfer dargestellt werden und verschiedene Arten von menschlich intendierter Gewalt

mit nicht-menschlich intendierten Katastrophen gleichgesetzt werden, wirkt der Traumabegriff als Universalisierung menschlichen Leids.

In der Universalisierung nimmt auch die Psychiatrie eine wichtige Rolle ein, denn durch sie werden die in DSM und ICD niedergeschriebenen weltweit gültigen Klassifikationssysteme psychischer Krankheiten legitimiert. PTBS, wie sie in DSM und ICD beschrieben wird, ist aber nur einer von mehreren kursierenden Traumabegriffen. Die Organisationen, die sich der *Krisenintervention*, der SbE und der *Expositionstherapie* verschrieben haben, beziehen sich sehr deutlich auf die in DSM und ICD festgesetzten Diagnosekriterien. *Support Women e.V.* und das *Friedensdienst Forum* hingegen üben jedoch Kritik an dieser Definition, da bei diesem individuellen Krankheitsbild keine politischen und sozialen Umstände oder transgenerationale Prozesse berücksichtigt würden. Sie verwenden deshalb einen erweiterten, sozialwissenschaftlichen Traumabegriff.

Im empirischen Teil habe ich verdeutlicht, wie in den Kursen psychologische Konzepte eingeführt werden, die den Teilnehmern eine *Referenzierung auf ihre eigene Person* ermöglichen. Zu diesen Konzepten gehören beispielsweise Emotionen, die die Teilnehmer in Übungen erfahren können. In einer deduktiven Logik werden die vorgegebenen Emotionskonzepte von den Teilnehmern auf die Erlebnisse in den Übungen und ihre vergangenen Ereignisse angewandt. In den Übungen wird beispielsweise oft mit Narrationen der Teilnehmer gearbeitet, die im Kurs umgedeutet werden, indem ihnen nachträglich eine psychotraumatologische Körper-Geist-Wechselwirkung unterstellt wird.

Emotionskonzepte der Psychologie dienen somit der Einbindung des subjektiven Empfindens in ein größeres psychotraumatologisches Narrativ. Um dies theoretisch zu fassen, hat sich Ian Hacking's Ansatz der *human kinds* (z.B. 1995a) als hilfreich erwiesen. *Human kinds*, zu denen auch Trauma gezählt werden kann, liefern nach Hacking neue Beschreibungen. Werden diese wie durch die psychotraumatologischen Erklärungen der Kurse bereit gestellt, eröffnen sie Teilnehmern neue Handlungsmöglichkeiten. In einem *looping effect* reproduzieren sie die dabei verwendeten Konzepte (Emotionen), die für diesen Zweck eingebrachten Beschreibungen und Kategorien (Körper, Geist, Normalität,

Krankheit) und die hieraus entstehenden Klassifikationen (Menschen als ‚Traumatisierte‘ oder Verhaltensweisen als ‚traumatisiert‘). In einem Rückkopplungseffekt werden die Teilnehmer letztlich in ihrem Selbstverständnis durch Konzepte, Kategorien und Klassifikationen geprägt. Durch die hierdurch veränderte Selbstwahrnehmung werden neue Handlungsmöglichkeiten und Beschreibungen für zukünftige Ereignisse geschaffen.

Literatur

- American Psychiatric Association (2013a). *Diagnostic and Statistical Manual of Mental Disorders. DSM-5* (5. ed.). Arlington, VA: American Psychiatric Association.
- American Psychiatric Association, DSM5.org (Website) (2013b). *Frequently Asked Questions*, Zugriff am 01.10.2013: <http://www.dsm5.org/about/pages/faq.aspx>
- American Psychiatric Association (2013c). *Highlights of Changes from DSM-IV-TR to DSM-5. 1-19* (Online Artikel: <http://www.dsm5.org/documents/changes%20from%20dsm-iv-tr%20to%20dsm-5.pdf>).
- American Psychiatric Association (2013d). *PTSD Fact Sheet. 1-2* (Online Artikel: <http://www.dsm5.org/Documents/PTSD%20Fact%20Sheet.pdf>).
- Anderson, L. (2006). *Analytic Autoethnography*. [Article]. *Journal of Contemporary Ethnography*, 35(4), 373-395. doi: 10.1177/0891241605280449
- Assmann, A. (1999). *Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses*. München: Beck.
- Bracken, P. J. (1998). *Hidden Agendas: Deconstructing Post Traumatic Stress Disorder*. In P. J. Bracken & C. Petty (Eds.), *Rethinking the Trauma of War* (S. 38-59). London: Free Association Books Ltd.
- Bracken, P. J. (2002). *Trauma. Culture, Meaning and Philosophy*. London; Philadelphia: John Wiley & Sons.
- Bracken, P. J., Giller, J. E., & Summerfield, D. (1995). *Psychological Responses to War and Atrocity: The Limitations of Current Concepts*. *Social Science & Medicine*, 40(8), 1073-1082. doi: [http://dx.doi.org/10.1016/0277-9536\(94\)00181-R](http://dx.doi.org/10.1016/0277-9536(94)00181-R)
- Bracken, P. J., & Petty, C. (1998). *Introduction*. In P. J. Bracken & C. Petty (Eds.), *Rethinking the Trauma of War* (S. 1-37). London: Free Association Books Ltd.
- Brinkmann, S. (2005). *Human Kinds and Looping Effects in Psychology: Foucauldian and Hermeneutic Perspectives*. *Theory & Psychology*, 15(6), 769-791. doi: 10.1177/0959354305059332

- Brinkmann, S. (2008). Changing Psychologies in the Transition from Industrial Society to Consumer Society. *History of the Human Sciences*, 21(2), 85-110. doi: 10.1177/0952695108091412
- Caruth, C. (1996). *Trauma. Explorations in Memory* (2. print. ed.). Baltimore u.a.: Johns Hopkins Univ. Press.
- Chang, H. (2008). *Autoethnography as Method*. Walnut Creek, Calif.: Left Coast Pr.
- Choudhury, S., & Slaby, J. (2012). Introduction. *Critical Neuroscience - Between Lifeworld and Laboratory Critical Neuroscience. A Handbook of the Social and Cultural Contexts of Neuroscience* (S. 1-26): Wiley-Blackwell.
- Danziger, K. (1990). *Constructing the Subject. Historical Origins of Psychological Research* (1. publ. ed.). Cambridge u.a.: Cambridge Univ. Pr.
- Danziger, K. (1997). *Naming the Mind. How Psychology Found its Language* (1. publ. ed.). London u.a.: Sage.
- Fassin, D., & Rechtman, R. (2009). *The Empire of Trauma. An Inquiry Into the Condition of Victimhood*. Princeton, N.J. u.a.: Princeton Univ. Press.
- Feldman, A. (2004). Memory Theaters, Virtual Witnessing, and the Trauma-Aesthetic. *Biography*, 21(1), 163-202.
- Foucault, M. (1981). Omnes et Singulatim: Towards a Criticism of "Political Reason" *The Tanner Lectures on Human Values*; 2 (S. 225-254). Salt Lake City, Utah: Univ. of Utah Pr.
- Foucault, M. (1982). Warum ich die Macht untersuche: Die Frage des Subjekts *Das Spektrum der Genealogie 1996* (S. 14-28). Bodenheim: Philo.
- Foucault, M. (1988). Technologies of the Self. In L. H. Martin, P. H. Hutton & H. Gutman (Eds.), *Technologies of the Self* (S. 16-49). London: Tavistock.
- Foucault, M. (1990 [1979]). *The History of Sexuality. Vol 1: An Introduction*. New York: Vintage Books.
- Foucault, M. (1993). About the Beginning of the Hermeneutics of the Self: Two Lectures at Dartmouth. *Political Theory*, 21(2), 198-227. doi: 10.2307/191814
- Frances, A. (2013a). Are we all mad? How DSM5 drives you crazy. Paper presented at the *Wer definiert die Grenzen zwischen psychische Gesundheit und Krankheit?*, Frankfurt.
- Frances, A. (2013b). *Normal. Gegen die Inflation psychiatrischer Diagnosen* (1. Aufl. ed.). Köln: DuMont.
- Frances, A. (2013c). *Saving Normal. An Insider's Revolt Against Out-of-Control Psychiatric Diagnosis, DSM-5, Big Pharma, and the Medicalization of Ordinary Life*. New York: William Morrow.
- Hacking, I. (1986). Making Up People. In T. C. Heller (Ed.), *Reconstructing Individualism. Autonomy, Individuality, and the Self in Western Thought* (S. 222-236). Stanford, Calif.: Stanford Univ. Pr.
- Hacking, I. (1995a). The Looping Effect of Human Kinds. In D. Sperber, D. Premack & A. J. Premack (Eds.), *Causal Cognition. A Multidisciplinary Debate. A Fyssen Foundation Symposium* (S. 351-383). Oxford: Clarendon.
- Hacking, I. (1995b). *Rewriting the Soul. Multiple Personality and the Sciences of Memory*. Princeton, NJ: Princeton Univ. Press.

- Hacking, I. (1996). *Multiple Persönlichkeit. Zur Geschichte der Seele in der Moderne*. München u.a.: Hanser.
- Hacking, I. (1998). *Mad Travelers. Reflections on the Reality of Transient Mental Illnesses* (1. publ. ed.). Charlottesville u.a.: Univ. Press of Virginia.
- Hacking, I. (1999). *The Social Construction of What?* Cambridge, Mass. u.a.: Harvard Univ. Press.
- Hacking, I. (2006). *Making Up People*. London Review of Book (Online Artikel, <http://www.lrb.co.uk/v28/n16/ian-hacking/making-up-people>), 28(16), 23-26.
- Hacking, I. (2012 [1995]). *Menschenarten. The Looping Effects of Human Kinds*. Zürich: Sphères.
- Junge, K., Suber, D., & Gerber, G. (2008). Einleitung. In K. Junge, D. Suber & G. Gerber (Eds.), *Erleben, Erleiden, Erfahren. Die Konstitution sozialen Sinns jenseits instrumenteller Vernunft* (1. Aufl. ed., S. 15-41). Bielefeld: transcript.
- Kirmayer, L. J. (2007). *Psychotherapy and the Cultural Concept of the Person*. [Review]. *Transcultural Psychiatry*, 44(2), 232-257. doi: 10.1177/1363461506070794
- Latour, B. (2000). *On the Partial Existence of Existing and Nonexisting Objects*. In L. Daston (Ed.), *Biographies of Scientific Objects* (S. 247-269). Chicago, IL: University of Chicago Press.
- Lutz, C. (1986). *Emotion, Thought, and Estrangement: Emotion as a Cultural Category*. *Cultural Anthropology*, 1(3), 287-309. doi: 10.2307/656193
- Mitchell, J. T., Everly George S., Igl Andreas, & Schiwiek Ingeborg. (1998). *Stressbearbeitung nach belastenden Ereignissen (SBE); ein Handbuch zur Prävention psychischer Traumatisierung in Feuerwehr, Rettungsdienst und Polizei*. Edeweicht ; Wien: Stumpf & Kossendey.
- Naimark, N. M. (1995). *The Russians in Germany. A History of the Soviet Zone of Occupation, 1945 - 1949*. Cambridge, Mass. u.a.: Belknap.
- Neocleous, M. (2012). "Don't Be Scared, Be Prepared". *Trauma-Anxiety-Resilience. Alternatives: Global, Local, Political*, 37(3), 188-198. doi: 10.1177/0304375412449789
- Richards, G. (2002a). *The Psychology of Psychology: A Historically Grounded Sketch*. *Theory & Psychology*, 12(1), 7-36. doi: 10.1177/0959354302121002
- Richards, G. (2002b). *Putting Psychology in its Place. A Critical Historical Overview* (2. ed.). New York u.a.: Routledge.
- Rose, N. (1996). *Power and Subjectivity*. In C. F. Graumann (Ed.), *Historical Dimensions of Psychological Discourse* (S. 103-124). Cambridge u.a.: Cambridge Univ. Press.
- Rose, N. S. (1990). *Governing the Soul. The Shaping of the Private Self* (1. publ. ed.). London u.a.: Routledge.
- Rose, N. S. (1998). *Inventing Our Selves. Psychology, Power, and Personhood* (1. paperback ed.). Cambridge u.a.: Cambridge Univ. Press.
- Ward, S. C. (2002). *Modernizing the Mind. Psychological Knowledge and the Remaking of Society*. Westport, Conn.: Praeger.

- World Health Organization (2005 [1992]). Internationale Klassifikation psychischer Störungen. ICD-10, Kapitel V (F); klinisch-diagnostische Leitlinien. Bern ; Göttingen u.a.: World Health Organization.
- Young, A. (1995). *The Harmony of Illusions: Inventing Post-Traumatic Stress Disorder*. Princeton, N.J.: Princeton University Press.
- Young, A., & Breslau, N. (im Erscheinen). *The Heterogeneity Thesis. A Novel Perspective on the Epistemology of PTSD*.

Anne-Marie Geisthardt

Kulturkritik.

*Ein unterschätzter Reflexionsmodus der Moderne nach
Georg Bollenbeck untersucht an einer textuellen
Konkretisierung: Die Erfindung der Kreativität von
Andreas Reckwitz*

Zur Autorin

Anne-Marie Geisthardt studierte Politik- und Verwaltungswissenschaft (B.A.) sowie Kulturelle Grundlagen Europas (M.A.) an der Universität Konstanz mit Praxis- und Forschungsaufenthalten in Berlin (Goethe-Institut), Halle/Saale (Kulturstiftung des Bundes), Prag (Univerzita Karlova), New-Delhi (Jawaharlal Nehru University) und Mannheim (OB/Stabstelle für Kulturelle Stadtentwicklung). Schwerpunkt: Europäische Kulturpolitik, Qualitative Methoden. Ab Juni Stipendiatin des Exzellenzclusters Kulturelle Grundlagen von Integration zur Vorbereitung eines Promotionsprojekts zur Europäischen Kulturhauptstadtinitiative. Kontakt: Anne-Marie.Geisthardt@uni-konstanz.de

Abstract

Die hier durchgeführte reflexionstheoretische Analyse macht die Bedingungen von Kulturkritik als einen „unterschätzten Reflexionsmodus der Moderne“ (Bollenbeck, 2007, p. 7) anhand einer textuellen Konkretisierung einsichtig. Exemplarisch wird die kultursoziologische Studie „Die Erfindung der Kreativität“ von Andreas Reckwitz (2012) analysiert. Hierzu wird ein modellhaftes Konzept zur wertfreien Untersuchung von Kulturkritik nach Georg Bollenbeck (2007) angewandt und der kulturkritische Entwurf der Studie Reckwitz‘ von seiner formalen Seite her bestimmt. Im Zentrum stehen die Haltung, die Wertungsform und die Wirkungseffekte der Kulturkritik. Aus Beobachtung dritter Ordnung können Aussagen über die Kulturkritik als solche getroffen werden sowie die Tragfähigkeit der Bollenbeck‘sehen Heuristik am konkreten Fall überprüft werden.

1 Einleitung

1.1 Erkenntnisziel

Die hier präsentierte Arbeit beschäftigt sich mit der Studie „Die Erfindung der Kreativität. Zum Prozess der gesellschaftlichen Ästhetisierung“ des Kultursoziologen Andreas Reckwitz (2012). Ausgerichtet an einer Forschungslücke untersucht sie Reckwitz‘ Thesen und Argumente zum kulturellen Phänomen der Kreativität auf ihren kulturkritischen Gehalt hin. Hier scheint es so, als könne der Leser „den Wald vor lauter Bäumen nicht sehen“: Zwar hat Reckwitz‘ Entwurf wider der Kreativitätshysterie für Aufmerksamkeit gesorgt (vgl. Assheuer, 2013; vgl. Mühleis, 2013), jedoch beschränkt sich das öffentliche Interesse auf die Sache („Kreativität“). Was hingegen ausbleibt, ist die Betrachtung der Studie als *Kulturkritik*.

Nicht nur die Rezeption im Fall Reckwitz‘ wird von affektiven Wertungen bestimmt – generell tendieren Kulturkritiken dazu, impulshaft-normative Reaktionen hervorzurufen. Offenbar ist Kulturkritik insoweit funktionstüchtig und vorbildhaft, als sie die Öffentlichkeit zur Nachahmung in puncto Haltung und Wertungsform animiert. Dies hat zur Folge, dass sich kulturkritische Artikulationsweisen *ad infinitum* fortsetzen, während die Kulturkritik selbst nicht zum Gegenstand kritischen Nachdenkens wird. Es ist nicht zuletzt dem normativ aufgeladenen und zum Teil polemischen Gestus kulturkritischer Entwürfe selbst geschuldet, dass ihre Rezeption stärker von den Gemütsregungen ihrer Leser als von kognitiven Prozessen geleitet wird. Besonders dann, wenn eine Kulturkritik – so auch der Entwurf Reckwitz‘ – die gewohnten Denkmuster irritiert und hitzige Debatten entfacht, geraten Spezifika der Kulturkritik *als solche* aus dem Blick.

Es ist also ein Gebot der Stunde, sich bei der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit dem Phänomen um eine möglichst wertfreie, deskriptiv-analytische Haltung zu bemühen und Kulturkritik zunächst von ihrer formalen Seite her zu bestimmen. Dieser Versuch wird hier unternommen. Bei der hermeneutischen Arbeit am Reckwitz-Text greift die

Arbeit auf ein modellhaftes Konzept von Georg Bollenbeck (2007) zurück, mit dem sich die Kulturkritik am konkreten Fall untersuchen lässt. Bollenbeck hat fraglos eine Pionierleistung auf dem Gebiet der Kulturkritik erbracht. Sein Beitrag zeichnet sich besonders in methodologischer Hinsicht als innovativ und hilfreich aus – er verdient daher Würdigung. Die Kulturwissenschaften tun gut daran, die bislang kaum beachtete Bollenbeck'sche Heuristik für die Profilierung einer kulturanalytischen Kulturkritik-Forschung zu nutzen.

In der vorliegenden Arbeit wird Kulturkritik über eine textuelle Konkretisierung einsichtig gemacht: Im Zentrum der Analyse steht die Frage, in welcher Weise sich Reckwitz' Entwurf als ‚kulturkritisch‘ im Sinne Bollenbecks (2007) bezeichnen lässt. Es ist klar, dass hier nicht ‚die ganze Wahrheit‘ in den Blick genommen werden kann – jede Beobachtung ist zwangsläufig selektiv. Jedoch bemüht sich die Analyse, offen gegenüber Aspekten zu sein, die im Bollenbeck'schen Konzept nicht enthalten sind, die dennoch Form und Struktur von Kulturkritik plausibel machen.

Das hier gewählte Vorgehen, die Verbindung zweier ‚Beobachtungen zweiter Ordnung‘ (vgl. Luhmann, 1984), verspricht in doppelter Hinsicht neue Erkenntnisse: Die Beobachtung dritter Ordnung ermöglicht zunächst die Neuinterpretation der Kreativitäts-Studie Reckwitz' als Kulturkritik. Darüber hinaus kann – sozusagen *en passant* – die Tragfähigkeit des Kulturkritik-Modells von Bollenbeck überprüft werden.

1.2 Gliederung

Kapitel 1.3 führt zunächst an das Phänomen der Kulturkritik heran. Es wird erläutert, was unter dem Terminus ‚Kulturkritik‘ verstanden wird, wo die Kulturkritik-Forschung bis heute steht und mit welchen Problemen sie zu kämpfen hat. So wird nachvollziehbar, an welchen Wissensbestand die vorliegende Arbeit anknüpft und wozu sie einen Beitrag leisten möchte.

Kapitel 2 erläutert Bollenbecks (2007) modellhaftes Konzept zur formalen Seite der Kulturkritik. Im Zentrum stehen drei Kriterien: die *Haltung* des Kulturkritikers, (Kapitel 2.1), die *Wertungsform* (Kapitel 2.2) und die *Wirkungseffekte* der Kulturkritik (Kapitel 2.3).

Kapitel 3 macht mit der Kreativitäts-Studie von Reckwitz (2012) vertraut. Freilich kann diese hier nicht en detail dargestellt werden – zumindest aber sollte Reckwitz' zentrales Erkenntnisinteresse klar werden. Hierzu werden die zentralen Argumentationslinien zum „Kreativitätsdispositiv“ (ebd., 20) skizziert: Erstens werden die *Ausgangsbedingungen* (Kapitel 3.1), zweitens die *Merkmale* (Kapitel 3.2) und drittens die *Folgen* des Dispositivs erörtert (Kapitel 3.3). Viertens werden *Auswege* aufgezeigt (Kapitel 3.4).

Kapitel 4 mit dem Titel „Reckwitz' Studie: Die Erfindung einer neuen Kulturkritik?“, lässt Reckwitz und Bollenbeck in Beziehung treten. Hier wird Reckwitz' Studie in Hinblick auf Bollenbecks Kriterien von Kulturkritik, *Haltung* (Kapitel 4.1), *Wertungsform* (Kapitel 4.2) und *Wirkungseffekte*, (Kapitel 4.3), untersucht. Dadurch wird sich zeigen, inwieweit Bollenbecks Heuristik im Fall Reckwitz greift und umgekehrt, inwieweit Reckwitz' Entwurf den kulturkritischen Maßstäben Bollenbecks Stand hält.

Kapitel 5 fasst die Ergebnisse der am Beispiel Reckwitz durchgeführten Kulturkritik-Analyse zusammen. Es wird expliziert, welche Erkenntnisse die Arbeit zutage gefördert hat, aber auch, wozu sie nicht fähig war. Zuletzt werden Anknüpfungspunkte für die noch zu etablierende Kulturkritik-Forschung aufgezeigt.

1.3 Forschungsstand

Der Terminus ‚Kulturkritik‘ verweist auf ein philosophisch-essayistisches Ausdrucksrepertoire, das den Fortgang der Moderne in Bezug auf seine Gewinne und Verluste in grundsätzlich normativ-affektiver Haltung bewertet (vgl. Bollenbeck, 2007, p. 10 ff). Seit der Aufklärung hat die Kulturkritik sich in unterschiedlichen nationalen Ausprägungen ausgebreitet und nachhaltige Wirkung in Europa entfaltet. Als besondere Form der

Zeitdiagnostik reicht das Spektrum der Kulturkritik von scharfsichtigen Erkenntnisleistungen über pauschalisierende Welterklärungsformeln bis hin zu apodiktischen Pathologiebefunden. Symptomatisch ist, dass der Kulturkritiker Phänomene, die den Fortgang der Moderne begleiten, nicht als Segen, sondern als Verhängnis ausdeutet und in ihnen das Leid der Gesellschaft begründet sieht. So stellen aus Sicht des Kulturkritikers die *Rationalisierung*, die *Bürokratisierung*, die *Technisierung* oder auch die *Medialisierung* zentrale Indikatoren dafür dar, dass die Moderne nicht etwa eine Geschichte des Fortschritts, sondern letztlich eine große Enttäuschung ist (vgl. ebd.).

Wenngleich die Zeit der ganz großen kulturkritischen Würfe von vielen Autoren in der Vergangenheit und nicht in der Gegenwart gesehen wird (vgl. ebd.), zeigt der Blick in die aktuellen Feuilletons: Kulturkritische Artikulationsweisen sind keineswegs obsolet. Die Inflation an kulturkritischen Zuschreibungen seitens der Publizistik erweckt vielmehr den Eindruck, dass die Kulturkritik derzeit hoch im Kurs steht (vgl. Schmidt, 2012). Allerdings scheint die Fremdattribuierung von sozial- und geisteswissenschaftlichen Zeitdiagnosen als ‚kulturkritisch‘ in der Regel nicht mit der Intention zu erfolgen, diese auf der Sachebene näher zu bestimmen, sondern aus Interesse an deren Verunglimpfung: Wer als ‚kulturkritisch‘ gilt, steht im Verdacht elitär, altmodisch, vorurteilsbehaftet oder fatalistisch zu sein (vgl. Bollenbeck, 2007, p. 9 ff.).

Was die analytische Beschäftigung mit Kulturkritik angeht, herrscht eine gewisse Ratlosigkeit über das *Wie* und das *Wer*: Weder zeichnet die Literatur ein klares Bild davon, welche Form der Annäherung an die Kulturkritik gewinnbringend sein könnte, noch fühlt sich eine Disziplin federführend oder überhaupt für das Phänomen verantwortlich. Dies hat zur Folge, dass „Kulturkritik“ bis heute ein schemenhafter Begriff ist und ein weitgehend unerforschtes Feld darstellt. Es tut daher Not, dem „unterschätzten Reflexionsmodus der Moderne“ (ebd., 9) schärfere Konturen zu verleihen. Hierzu ist es sinnvoll, nach formalen Aspekten der Kulturkritik zu fragen, sie

vergleichend in Relation zu setzen und ihre Grenzen auszuloten. Ein modellhafter Zugang hilft, das Gemüt nicht vom expressiven Auftreten des Kulturkritikers affizieren zu lassen. In moderater Haltung kann nun das Gegebene zunächst beschrieben und die Erkenntnisleistung der Kulturkritik differenziert bewertet werden.

Neben dem Beitrag Bollenbecks (2007), der wichtige Impulse für eine modellhafte und wertfreie Kulturkritik-Forschung liefert (vgl. Kapitel 2), finden sich bei Ralf Konersmann (2008) erste reflexionstheoretische Überlegungen zur Kulturkritik. Konersmann, der in einem essayistisch-apologischen Modus verfährt, baut seine Argumentation auf der These auf, Kritik sei nicht das Gegenteil, sondern *Ausdruck* der Kultur, über die sie sich empört. Demnach bedingen Kultur und Kritik sich einander. Dies gilt nach Konersmann besonders für die westliche Kultur:

„Die westliche Kultur ist dadurch ausgezeichnet, daß sie eine Kultur des inneren Konflikts ist, den sie in den Sprachspielen der Kritik austrägt und in einem zweieinhalb Jahrhunderte währenden Prozeß normalisiert hat. Die Kultur der Moderne [...] etabliert die Kritik als großes Gewirr ständig vernehmbarer Kommentatorenstimmen“. (Ebd., 24).

Konersmann unterscheidet grundsätzlich zwischen der „restitutiven Kulturkritik“ und der „postrestitutiven Kulturkritik“ (ebd.). Diese beiden Formen von Kulturkritik sind in zeitlicher Abfolge entstanden, sie stellen jedoch keine abgeschlossenen Epochen dar – vielmehr handelt es sich um zwei verschiedene *Typen* von Kritik. Die *restitutive Kulturkritik* zielt auf die Rehabilitierung eines ursprünglichen Zustands. Ihr geht es darum „den Raum für Lebensweisen zu erstreiten und zurückzugewinnen, die den inzwischen gestörten Kontakt zum Ursprung wiederherstellen“ (ebd.). Damit fixiert dieser Typ von Kritik einen Idealpunkt *außerhalb* der Kultur, gegen die er vor Gericht zieht.

Demgegenüber steht die „postrestitutive Kulturkritik“ (ebd., 66), die Jean-Jacques Rousseau ins Leben gerufen hat: sie argumentiert *aus dem Inneren* der Kultur heraus. In ihr drücken sich die veränderten Bedingungen der

Moderne aus – Konersmann nennt sie daher die „Reflexion in der veränderten Welt“ (ebd.). Im Gegensatz zur *restitutiven Kulturkritik*, die meint alles zu wissen, kann die Kulturkritik der Moderne keinen metaphysischen Standpunkt mehr einnehmen. Stattdessen ist sie vollständig reflexiv: sie rechtfertigt sich nicht mehr vor religiösen und transzendenten Autoritäten, sondern nur vor sich selbst (vgl. ebd., 102).

2 Georg Bollenbeck: Die Kriterien der Kulturkritik

Bollenbeck definiert Kulturkritik allgemein als „Reflexionsmodus, der sich mit der evolutiven Moderne ausbildet und dessen Wertungs- und Ordnungsschemata gegenüber den Zumutungen der Moderne sensibilisiert“ (Bollenbeck, 2008, p. 10). Die Diskrepanz von „hochgestimmter Erwartung“ seit der Aufklärung und den „ernüchternden Erfahrungen“ in der Moderne, stellt für Bollenbeck den Ausgangspunkt der „allgemeinen Problemfiguration“ (ebd.) kulturkritischen Denkens dar. Im Kern artikuliert Kulturkritik nach Bollenbeck in einer *affektiv-normativen* Form „die Entfremdung von sich selbst wie von der Gesellschaft und die schwierige Vermittlung von Individuum und Gesellschaft“ (ebd.). Mit Hilfe einer modellhaften, um Wertfreiheit bemühten Heuristik, lassen sich grundsätzlich die „formalen Möglichkeitsbedingungen“ und die „deutungsleitende Aspektstruktur“ (ebd., 18) kulturkritischer Entwürfe untersuchen. Bollenbecks Heuristik umfasst drei Ebenen der Kulturkritik: erstens die *Haltung* des Kulturkritikers, zweitens die *Wertungsform* sowie drittens die *Wirkungseffekte* von Kulturkritik. Dem Konzept liegt die These zugrunde, dass es *die* Kulturkritik nicht gibt, sondern nur unterschiedliche „Konkretisationen“ (ebd., 16) des allgemeinen kulturkritischen Reflexionsmodus.

2.1 Haltung

Zunächst beleuchtet Bollenbeck die *Haltung* des Kulturkritikers, insbesondere sein ambivalentes Verhältnis zur Wissenschaft, zum Zeitgeist und zur Gesellschaft:

Der Kulturkritiker will weder deskriptive Aussagen über die Wirklichkeit treffen noch ist er um die systematisch-empirische Analyse von Tatsachen bemüht. Vielmehr geht er unsystematisch vor und strebt in erster Linie nach werthaften-normativen Welterklärungen mit gesinnungsethischem Anspruch. Der kulturkritische Impetus ist affektiv und kognitiv zugleich (vgl. Bollenbeck, 2007, p. 19 ff).

Symptomatisch für den Kulturkritiker ist sein ambivalentes Nähe-Distanz-Verhältnis zum *Zeitgeist*: Der Kulturkritiker grenzt sich in seinen unliebsamen Zeitdiagnosen dezidiert von der „mentalen Grundstimmung“ (ebd.) ab, zugleich bleibt er jedoch unvermeidbar in dieser verhaftet. Er sagt den Zumutungen seiner Zeit den Kampf an und beklagt das gesellschaftliche Leid ohne es jedoch abwenden zu können. Mit Bollenbeck lässt sich die These vertreten: Das laute Nachdenken des Kulturkritikers führt keineswegs dazu, dass die Verfehlungen der Moderne gelindert werden könnten, vielmehr *verschärft* es den beklagten kulturellen Zustand (vgl. ebd.).

Nicht nur die kulturkritische Haltung gegenüber dem Zeitgeist ist von inneren Widersprüchen geprägt, auch das Verhältnis des Kulturkritikers zur *Gesellschaft* ist ambivalent: Der Kulturkritiker ist ein Außenseiter. Zumindest stilisiert er sich als Non-Konformist mit entsprechenden – zum Teil arrogant wirkenden – Attitüden: Die Zumutungen der Moderne meint er als allwissender, autonomer Kritiker *von außen* kommentieren zu können. Statt sich an eine wissenschaftlichen Disziplin zu binden und dort nach fachlicher Anerkennung zu suchen, tritt der Kulturkritiker als *Public Intellectual* in Erscheinung. Seine kulturkritischen Diagnosen richtet er nicht

an einen exklusiven akademischen Zirkel, sondern an die breite Öffentlichkeit.

Der Kulturkritiker grenzt sich vom gesellschaftlichen Konsens ab, indem er die Verhaltensweisen seiner Zeitgenossen kritisiert. Zugleich ist er in besonderem Maße von der Gesellschaft abhängig: Zum einen, weil er seine Thesen aus sozialen Zusammenhängen extrahiert und zum anderen, weil er seine Einsprüche dezidiert an die Öffentlichkeit adressiert. Damit ist die Gesellschaft sowohl *Lieferant* der tragischen Zustände, die der Kulturkritik ihre Substanz erst verleiht, als auch ihr *Rezipient*, ohne den der kulturkritische Entwurf überhaupt keine Wirkung entfalten könnte (vgl. ebd.).

2.2 Wertungsform

Neben der Haltung beleuchtet Bollenbeck die spezifischen Merkmale der kulturkritischen *Wertungsform*: Prinzipiell artikuliert eine Kulturkritik die sozialen Erfahrungen der Moderne in Form einer „wertenden Differenz“ (Bollenbeck, 2007, p. 19). Das vom Kulturkritiker errichtete Spannungsfeld verläuft zwischen drei Polen: der verherrlichten Vergangenheit, den enttäuschenden Erfahrungen der Gegenwart und einem Ideal als normativen Punkt (ebd.). Diese triadische Komposition steigert das „Anspruchsniveau“ und stellt zugleich die „motivierte Ausgangslage“ (ebd., 20) der Kulturkritik dar.

Charakteristisch für die kulturkritische Wertung ist, mit den Worten Günter Anders‘ (2002), auf den Bollenbeck hier rekurriert, ihre ‚Übertreibung in Richtung Wahrheit‘. Thematische Schwerpunkte setzt die kulturkritische „Totalkonstruktion“, indem sie einzelnen Aspekten eine „symbolische Prägnanz“ (Bollenbeck, 2007, p. 20) im Fortgang der Moderne zuschreibt. Der Kulturkritiker greift nur die eigene Epoche an, verwirft hingegen die Vergangenheit und auch die Zukunft nicht, was ihn von einem „Fundamentalpessimisten“ (ebd., 20) unterscheidet. Im Gegensatz zur „Zeitkritik“ zeichnet die Kulturkritik ein Geschichtsbewusstsein „von langer

Dauer“ (ebd.) aus, was sie befähigt, verschiedene Zeitabschnitte und kulturelle Zustände zu vergleichen.

2.3 Wirkungseffekte

Zuletzt bringt Bollenbeck spezifische *Wirkungseffekte* der Kulturkritik in Anschlag. Diese treten oft zeitlich verzögert ein, können jedoch im Umfeld der Geistes- und Sozialwissenschaften maßgebliche Entwicklungen einleiten. Ihre nachhaltige Wirkung zeigt sich an der Vielzahl kulturkritischer Entwürfe, die heute zu den Klassikern der Soziologie und Philosophie gehören: Beispielhaft sind Sigmund Freuds (2009) *psychoanalytische Kulturkritik*, Ernst Jüngers (2007) *Einspruch gegen die Technisierung* oder auch Theodor Adornos (1975) *Verdinglichungskritik*.

Anders als disziplinäre Beiträge, die zwar in Fachkreisen rezipiert werden, abseits des Wissenschaftssystems jedoch wenig Resonanz erfahren, zeichnen sich kulturkritische Entwürfe durch ihre *Diskursivität* aus: Sie zirkulieren in zahlreichen Disziplinen, Fächern und Schulen sowie in der „kulturräsonierten Öffentlichkeit“ (Bollenbeck, 2007, p. 20). Darüber hinaus setzen Kulturkritiken wegbereitende Impulse in künstlerischen Bewegungen und stoßen Suchbewegungen nach alternativen Lebenswegen an.

Das letzte Kapitel (2) hat in Rekurs auf Bollenbeck einen Kriterienkatalog für den heuristischen Zugriff auf Kulturkritik präsentiert. Das folgende Kapitel (3) gibt einen Einblick in die Kreativitäts-Analyse von Reckwitz (2012) bevor im zentralen Kapitel (4) die zwei analytischen Größen aufeinander bezogen werden.

3 Andreas Reckwitz: Die Erfindung der Kreativität

Kreativität ist eine anthropologische Grundkonstante: Der Mensch ist von Natur aus kreativ und will es auch sein. Dieser weit verbreitete Glaube motivierte die Gesellschaft im letzten Viertel des 20. Jahrhunderts zu einer

umfassenden Ausrichtung auf *Kreativität*, die heute die Grenzen unterschiedlicher sozialer Felder überschritten hat. In den 1970er-Jahren hat die gesellschaftliche Ästhetisierung enorm an Aufwind gewonnen und wird seither mit großer Emphase vorangetrieben. Während der „Kreativitätsimperativ“ (Reckwitz, 2012a, p. 10) sich immer weiter generalisiert, rückt die Frage nach den Ursachen und Folgen der kreativitätsorientierten Transformation der Gesellschaft zunehmend in den Hintergrund. Dass die Kreativität auch *Kehrseiten* haben könnte, gilt als ausgeschlossen.

Im Jahr 2012 ist ein Werk erschienen, das den naiven und zugleich wirkungsmächtigen Diskurs zur Kreativität verstört hat und meint, seine ‚blinden Flecken‘ (vgl. Luhmann, 1990) aufdecken zu können: „Die Erfindung der Kreativität. Zum Prozess der gesellschaftlichen Ästhetisierung“ heißt der ungewöhnliche Beitrag zur Kreativitäts-Debatte von Andreas Reckwitz (2012a). Entstanden ist die Studie im Rahmen eines Forschungsprojekts der Universität Konstanz. Bereits der Titel („Erfindung“) lässt vermuten, dass die Studie nicht die gängigen Annahme vom natürlicherweise kreativen Mensch leitet: Vielmehr staunt Reckwitz darüber, in welcher Weise die Gesellschaft in den Bann des universalistischen Kreativitätsglauben gezogen werden konnte. Der Kultursoziologe tritt einen Schritt aus dem aktuellen zur Verallgemeinerung tendierenden Diskurs der Kreativität heraus und wirft einen Blick hinter die Kulissen: Welche kulturellen Voraussetzungen bestimmen das Phänomen?

Die Kernthese Reckwitz‘ lautet: Die heutige Form der *Kreativität* ist ein „kulturelles Programm“ (Reckwitz, 2012, p. 1.), das erst durch den tiefgreifenden historischen Wandel sozialer und gesellschaftlicher Faktoren im 20. Jahrhundert möglich wurde. In einer umfangreichen Genealogie rekonstruiert Reckwitz, wie die genuin kreative, auf *Innovation* und *Selbstwachstum* angelegt Subjektivität in Form verschiedener Praktiken institutionalisiert wurde. Reckwitz‘ kulturhistorische Kreativitäts-Analyse mündet in einer ambivalenten Gegenwartsdiagnose: Das „spätmoderne

Subjekt“ erlebt die Kreativität als „subjektives Begehren“ *und* als „soziale Erwartung“ (ebd., 24). Diese „widersprüchliche Dopplung“ gipfelt im paradoxen und überall erklingenden Ausruf: *Sei kreativ!* (ebd.).

3.1 Ausgang

Die Erfindung der Kreativität nimmt nach Reckwitz ihren Ausgang in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Es seien die künstlerischen Bewegungen des Sturm und Drangs und der Romantik gewesen, die erstmals die Vorstellung vom *kreativen Subjekt* formuliert hätten. Unter „Kreativität“ versteht Reckwitz – pointiert ausgedrückt – die Fähigkeit aus sich heraus ästhetisch Neues und Originelles hervorzubringen. Das Idealbild vom Künstlergenie, das *um seiner selbst willen* schöpferisch tätig ist, habe erst vor dem Hintergrund der vehement rationalistisch organisierten Moderne entstehen können, lautet eine der zentralen Thesen Reckwitz‘: Die starren Regeln der bürgerlichen Kultur nährten die Sehnsucht der Romantiker nach sinnlichen Erfahrungen und der Entfaltung ihrer emotionalen Bedürfnisse. Im System der Kunst war es möglich, mit den Prinzipien des Rationalismus (Berechenbarkeit und Effizienz) zu brechen und ein Stück weit den – von Max Weber beschrieben – „Affektmangel der Moderne“ zu kompensieren (Reckwitz, 2010, p. 313). Im 19. Jahrhundert beschränkten sich kreative Praktiken noch auf das exklusive System der Kunst. Von dort aus wirkten sie als emanzipatorische Gegenkraft den materialistischen Bewegungen der Moderne entgegen. Erst im 20. Jahrhundert, so Reckwitz, exportiert sich der „Kreativitätsimperativ“ (ebd., 10) schließlich aus den künstlerischen Nischen heraus und beginnt sich sukzessive zu verallgemeinern. Begünstigt wird die Ausdehnung des Kreativen durch einen tiefgreifenden Wandel kultureller, sozialer und historischer Faktoren. Einen Wendepunkt markieren die 1970er und 1980er Jahre: Hier beschleunigt sich die Ästhetisierung der Gesellschaft und die Vorstellung vom kreativen Subjekt sickert in verschiedene soziale Felder ein. Heute gilt die Ausrichtung am Kreativen nicht mehr nur als ein Ideal, sondern zugleich als *normale* Lebensform. Selbst die Psychologie, die

das Künstlergenie lange Zeit für wahnsinnig befand, setzt nun in umgekehrter Weise auf das kreative Potenzial eines jeden.

Der Generalismus der spätmodernen Kreativitätsorientierung hat zur Folge, dass diese ihr Potential als Gegenkraft zu den materialistischen Kräften verloren hat und so lautet Reckwitz' ernüchternder Gegenwartsbefund: Das Kreative der Spätmoderne ist nicht mehr das „kulturelle Andere“ der Gesellschaft, sondern ihr „innerster Teil“ (Assheuer, 2013, p. 1). Ästhetik und Materialismus sind nun keine Antagonisten mehr; vielmehr sind sie *Verbündete* und bestreiten gemeinsam das Unternehmen des „ästhetischen Kapitalismus“ (Reckwitz, 2013, p. 23). In Anbetracht dieser neuen Konstellationen kann das Kreative nicht mehr als emanzipatorische Gegenkraft fungieren.

3.2 Merkmale

Die Ausrichtung der spätmodernen Gesellschaft auf die Kreativität, lässt sich mit der Denkfigur des Dispositivs fassen: In Anlehnung an Michel Foucault (1988) spricht Reckwitz (2012, p. 10) von einem „Kreativitätsdispositiv“, in dem die Kreativität sich über die Grenzen verschiedener gesellschaftlicher Bereiche hinweg gesetzt hat: Nicht mehr nur die Kunst, sondern auch die Politik, die Wirtschaft, die Medien, die Psychologie, die Stadtplanung und das Private richten sich nun am *ästhetisch Neuen* aus (vgl. ebd.).

Schon frühere Kulturen der Moderne waren in ihren Institutionen und Semantiken auf „dynamische Selbstveränderung“ (ebd. 2013, 24) angelegt. Erst in der Spätmoderne hat sich jedoch die Orientierung am Neuen mit dem Ästhetischen verbunden. Reckwitz behauptet, während es in der Moderne noch um den Fortschritt in Politik und Technik gegangen sei, kennzeichne den Fortgang der *Spätmoderne* seit den 1970er/1980er Jahren eine „Kette ästhetischer Reize“ (ebd.). Hierbei richtet sich auf der einen Seite „das Ästhetische am Neuen“ und auf der anderen Seite „das Regime des Neuen am Ästhetischen“ (ebd., 26) aus:

„Das Neuartige im Sinne des Kreativen ist dann nicht lediglich vorhanden wie eine technische Errungenschaft, es wird vom Betrachter und auch von dem, der es in die Welt setzt, als Selbstzweck sinnlich wahrgenommen, erlebt und genossen“. (Ebd., 2012, 10).

Ein entscheidender Faktor hierbei ist, so Reckwitz, die „moderne Publikumsgesellschaft“ (ebd.), die bewertet, was als kreativ und auf originelle Art neu gilt. Produktion und Rezeption fallen hier zusammen: Das spätmoderne Subjekt agiert einerseits als *Rezipient*, der „Konsumobjekte, Medienereignisse und andere Individuen in ihren Versuchen der Selbstverwirklichung“ (ebd. 2012b, 1) kritisch begutachtet. Es ist zugleich aber auch *Produzent* und bemüht sich selbst permanent um die Herstellung des ästhetisch Neuen und die Gunst des Publikums.

3.3 Folgen

Welche gesellschaftlichen Folgen schließen sich an das ‚Kreativitätsdispositiv‘ an und worin besteht das Leid in der ‚Spätmoderne‘? Für Reckwitz ergeben sich aus der neuen Grundkonstellation im „ästhetischen Kapitalismus“ (Reckwitz, 2013, p. 23) verschiedene strukturelle Veränderungen: Der Widerspruch von den materialistischen Bewegungen auf der einen Seite und den künstlerischen Gegenbewegungen auf der anderen Seite hat sich aufgelöst. Dabei ist nicht nur der Kapitalismus in die Ästhetik eingedrungen (Boltanski & Chiapello, 1999), sondern – und hier liegt Reckwitz‘ Augenmerk – auch die Ökonomie hat sich in weiten Teilen *ästhetisiert* (ebd.).

An das „Kreativitätsdispositiv“ der Spätmoderne schließt sich eine ambivalente Bedürfnis- und Anforderungssituation an, die in Form von „Dissonanzerfahrungen“ (ebd., 29) erlebt werden: Man will kreativ sein – und man *soll* es sein. Im ökonomischen Wettbewerb wird das subjektive Begehren zum gesellschaftlichen Leistungszwang. Wer sich nicht der äußeren Erwartung fügt, kontinuierlich neue ästhetische Reize zu kreieren,

dem droht der Entzug von sozialer Anerkennung. Fatal ist, so Reckwitz, dass sich der „Kreativitätsimperativ“ (ebd.) der Spätmoderne nicht nur auf den Beruf oder das Private bezieht, sondern auf die ganze Person. Damit wird das kreative Scheitern zur totalen Niederlage. Gesteigert wird der Leistungsdruck durch den universalistischen Glauben, das kreative Streben sei natürlicherweise im Menschen angelegt (vgl. ebd., 23). Dies führt zu einer paradoxen Situation, in der nun die ganze Gesellschaft meint, *kreativ sein wollen zu müssen* (vgl. ebd., 23). Wem es nicht gelingt, die Kreativitätskriterien des sozialen „Anforderungskatalogs“ (ebd.) zu erfüllen, der scheitert (vermeintlich) an seinen *eigenen Unzulänglichkeiten*. Die Folge sind „Selbstverwirklichungserkrankungen“ (ebd.) wie etwa Burnout und Depression (vgl. Ehrenberg, 2011; vgl. Han, 2010).

3.4 Auswege

Am Ende seiner Studie wirft Reckwitz die Frage nach Alternativen zur generalisierten Kreativitätsausrichtung auf. Angesichts der „tief verankerten Hoffnung auf Selbstentfaltung und ästhetischer Erfahrungen“ glaubt Reckwitz (2012, p. 1) nicht an einen grundsätzlichen Ausweg aus dem Dispositiv. Doch er nennt drei Möglichkeiten, wie die Kräfte des Dispositivs zumindest „ausbalanciert“ (ebd.) werden können.

Erstens schlägt Reckwitz vor, die „blinde Orientierung“ (ebd.) an Kreativität aufzugeben und im Einzelfall abzuwägen, wann eine solche Ausrichtung gewinnbringend ist und wann nicht. Reckwitz lenkt den Blick auf die *Grenzen* des Ästhetischen und setzt sich für den Bedeutungserhalt und die Eigenständigkeit anderer sozialer Praktiken ein:

„Gibt es nicht viele Aktivitäten, die wir wertschätzen sollten, auch wenn sie nicht ästhetisch ausgerichtet sind und dies auch bleiben sollten: ob das nun Fernsehnachrichten, Verwaltungshandeln oder soziale Berufe sind?“ (Ebd).

Zweitens rät Reckwitz (2013, p. 31) zu einer Skepsis hinsichtlich dem ‚*Mythos des Neuen*‘. Es gelte sorgsam zu prüfen, ob und wann es sich wirklich lohnt, das Neue zu Lasten des Alten zu prämiieren:

„In welchem Kontext ist das Neue wirklich ein Fortschritt? Hält das ästhetisch reizvoll Neue, was es verspricht? Oder handelt es sich bei den uns umgebenden Events und Produkten um das ‚leere Neue‘, um ein Übermaß an scheinbar Neuem, das man kurze Zeit später wieder vergessen hat?“. (Ebd.).

Die permanente Jagd nach ästhetisch reizvoll Neuem führt, so Reckwitz, zu einer ‚Aufmerksamkeitszerstreuung‘ (ebd., 30; vgl. Rosa, 2005). Reckwitz empfiehlt daher alternativ die *Wiederholung* des Gleichen oder Ähnlichen zu würdigen. Hier verweist Reckwitz auf den Soziologen Richard Sennett, der sich in ‚*The Craftsman*‘ (2009) mit dem alten Handwerksethos befasst hat. Dieses ist nicht auf Innovation, sondern auf ‚Meisterschaft‘ ausgerichtet:

„Gerade die Meisterschaft der Wiederholung – ob nun im Beruf, in der Partnerschaft, in der Freizeit, in der Stadtentwicklung – kann ja sinnlich und emotional befriedigender sein als ständige Originalitätssuche“. (Reckwitz, 2012a).

Drittens spricht Reckwitz (2013, p. 30) sich für eine ‚*profane Kreativität*‘ aus, die sich in alltäglichen Praktiken von selbst ergibt. Da die profane Kreativität hinter verschlossenen Vorhängen stattfindet, ist sie nicht auf die Gunst des Publikums angewiesen und kann ihr utopisches Moment für sich nutzen (vgl. ebd., 31). So kommt Reckwitz zu folgendem Schluss:

„Wenn kreative Praxis eine moderne Verheißung war und ist, dann bezieht sie sich auf ein Tun, in dem gerade kein Publikum über Wert und Minderwert entscheidet“. (Ebd.).

4 Reckwitz‘ Studie: Die Erfindung einer neuen Kulturkritik?

Im folgenden Kapitel werden die beiden in Kapitel 1 und 2 vorgestellten analytischen Größen in Beziehung gesetzt. In Hinblick auf die kulturkritische Haltung (4.1.), die Wertungsform (4.2.) und die Wirkungseffekte (4.3.) wird nun die zentrale Frage beantwortet: Inwieweit entspricht Reckwitz' Kreativitäts-Studie den Maßstäben einer Kulturkritik nach Bollenbeck?

4.1 Haltung

Wenngleich Reckwitz sich in wesentlichen Aspekten vom ‚Typ Kulturkritiker‘ nach Bollenbeck unterscheidet, ist eines klar: Die tiefgreifende Skepsis des Kultursoziologen gegenüber der gesellschaftlichen Kreativitätseuphorie bricht radikal mit dem *Zeitgeist*. Die Kreativität erfährt gegenwärtig über die Grenzen der gesellschaftlichen Teilbereiche großen Zuspruch: Das Leitbild der *creative city* ist nur eines von vielen Beispielen, das hier genannt werden könnte, um zu verdeutlichen, welches Ausmaß die umfassende Ausrichtung der Gegenwartsgesellschaft auf Kreativität in den Städten erreicht hat. Auffällig ist zugleich auch, dass die kulturellen Bedingungen Merkmale und Folgen der verallgemeinerten Kreativitätsorientierung im öffentlichen Diskurs gewöhnlich nicht thematisiert, geschweige denn zum Problem erklärt werden. Offenbar glaubt die Gegenwartsgesellschaft noch an eine Verheißung, die für den Kultursoziologen Reckwitz bereits gescheitert ist.

Die betont distanzierte Haltung Reckwitz' gegenüber der Kreativität liegt, so lässt sich vermuten, im Gegenstand selbst begründet: Dem Kreativitätsdispositiv, das Reckwitz in seiner Studie beschreibt, wohnt eine „spezifische Affektkultur“ (ebd., 2013, 27) inne; sie setzt ausschließlich auf *positive* Affekte. Die „positive Affektkultur“ (ebd.) des Dispositivs, die sich im kreativen Gestalten, Erleben und Anregen ausdrückt, korrespondiert mit einem Kreativitätsdiskurs, der normativ aufgeladen und ebenfalls vehement *bejahend* ist. Dies ist auch ein Grund, weshalb die Kreativität nur schwer in das Visier der Kulturkritik gerät. Die Kreativität wird traditionell als utopische Gegenkraft zum Materialismus und dem Rationalismus – den

genuinen Verdächtigen der Kulturkritik – konzipiert. Reckwitz Perspektivierung der verhängnisvollen Seite der Kreativität irritiert insofern die gängige Vorstellung einer Kreativität von emanzipatorischem Gehalt. Nicht nur in der Gesellschaft, sondern auch in der Kulturkritik beanspruchte diese Idee lange Zeit Geltung.

Reckwitz' nachdenkliche Haltung und kühle Distanz zur allgemeinen Kreativitätseuphorie ist nicht nur eine Absage gegenüber dem Zeitgeist. Sie stellt auch den ‚gewöhnlichen‘ Kulturkritiker nach Bollenbeck auf den Kopf: Nicht der affektiv-normative Gestus zeichnet Reckwitz aus, vielmehr bemüht er sich um eine ‚analytische Vertiefung‘, ‚terminologische Genauigkeit‘ und ‚empirische Validität‘ (Bollenbeck, 2007, p. 19). Sein Argumentationsstil ist differenziert, kognitiv-analytisch und – zumindest vordergründig – auf die Beschreibung empirischer Tatsachen ausgerichtet. Damit nimmt Reckwitz genau die Haltung ein, die Bollenbeck dem Kulturkritiker *abschreibt*.

Was steckt hinter Reckwitz' ungewöhnlicher Haltung? Es scheint so, als wolle der Kulturoziologe die im Kreativitätsdispositiv erhitzten Gemüter abkühlen. Dabei hilft eine sachliche, differenzierte Haltung mehr als jede polemische, generalisierende Aussage. Salopp könnte man sagen, Reckwitz geht es nicht wie dem Bollenbeck'schen Typus von Kulturkritiker darum, in ‚Richtung Wahrheit zu übertreiben‘, sondern darum, die *Übertreibung in Richtung Kreativität* zu stoppen. Genau diese hält Reckwitz nämlich für eine der wesentlichen Gründe des Leidens an und im Kreativitätsdispositiv: Im Kern zielt Reckwitz' Kritik auf die *Entgrenzung* der Kreativität, die sich an den Enthusiasmus und die mangelnde Reflexion der Schattenseiten der kreativen Lebensführung im Dispositiv anschließt. Die nachdenkliche Haltung ermöglicht es Reckwitz sich von der Gesellschaft und ihrer naiven Hingabe an die Kreativität abzugrenzen. Zugleich stellt sie einen Fluchtweg dar, über den der Kulturkritiker meint, den Fängen des Kreativitätsdispositivs entkommen zu können.

Auch wenn Reckwitz – aus den geschilderten Gründen – weniger affektiv und werthaft auftritt, wie mit Bollenbeck von einem Kulturkritiker zu

erwarten wäre, weist sein Entwurf kulturkritische Züge auf: Schließlich ist sein Vorgehen durchaus *normativ* motiviert und seine Analyse keinesfalls rein deskriptiven Gehalts. Für Reckwitz bedarf es einer Haltung scharfen Beobachtens, um zu verstehen, woran die spätmoderne Gesellschaft leidet. Daher glättet Reckwitz die Ambivalenzen im Kreativitätsdispositiv nicht, sondern lenkt das Augenmerk gezielt auf die „widersprüchliche Dopplung“ von „Kreativitätswunsch“ und „Kreativitätsimperativ“ (ebd., 2013, 23) im Dilemma von subjektiven Begehren und sozialer Erwartung – man *will* kreativ sein und *soll* es sein – sieht Reckwitz das gesellschaftliche und individuelle Leiden der Spätmoderne begründet.

Reckwitz geht es auch darum, die Verschränkung der Ökonomisierung und der Ästhetisierung im Kreativitätsdispositiv aufzuzeigen. Entgegen den häufig artikulierten kulturkritischen Einwänden gegenüber dem „bösen Kapitalismus“ konstatiert Reckwitz (2013, p. 2) in umgekehrter Haltung: Nicht nur die Ökonomie hat die Ästhetik für ihre Zwecke vereinnahmt (vgl. Florida, 2012), sondern auch die Ästhetik ist in wirtschaftliche Zusammenhänge eingedrungen und hat dort massive Veränderungen im Produktions- und Konsumverhalten herbeigeführt (vgl. Kapitel 3.3).

Indes sollte klar sein, dass Reckwitz‘ keine absolute Kritik am Kreativitätsdispositiv übt. Die Hoffnungen und Befriedigungen in Bezug auf kreative Praktiken hält er durchaus für legitim und befindet sie in Teilen sogar als real. Zum Problem wird das Dispositiv für Reckwitz erst dadurch, dass es gewissermaßen „den Bogen überspannt hat“ (Reckwitz, 2013a, p. 30): Die Ästhetisierung hat, so einer der zentralen Befunde Reckwitz‘, seit den 1970er Jahren eine grenzenlose Dynamik entwickelt, die vor allem originär nichtästhetische Phänomene in ästhetische Phänomene verwandelt hat. Hier setzt Reckwitz‘ kulturkritischer Entwurf an, der systematisch *konstruktiv* nach Wegen sucht, auf denen die Entgrenzung der Kreativität wieder in Balance gebracht werden kann (vgl. Kapitel 3.4).

Wenngleich Reckwitz sich keine großen Illusionen macht, schwingt in seinem Entwurf doch zumindest ein Fünkchen Hoffnung auf eine *Verheißung*

nach der Verheißung mit: „Die Frage lautet, welche neuen utopischen Potenziale die Entzauberung des Kreativitätsmythos anzuregen vermag“ (ebd., 2012b, 1). Keinesfalls übt Reckwitz in seinen Versuchen der Desillusionierung also eine negative, destruktive Kritik. Vielmehr sind seine ernüchternden Aussagen darauf bedacht, die vermeintlichen Verheißungen des Kreativitätsdispositivs hinter sich zu lassen und einen höheren Zustand, jenseits des kreativen Leistungszwangs, zu erreichen.

Reckwitz' kulturhistorische Perspektivierung der Kreativität zielt im Kern darauf ab, dem naiven und zugleich verhängnisvollen Irrglauben, der Mensch sei von Natur aus kreativ, ein Ende zu bereiten. Diese sich hartnäckig haltende Prämisse hält Reckwitz mit für das Leid im und am Kreativitätsdispositiv verantwortlich. Erst die Sensibilisierung gegenüber den kulturellen Faktoren der Kreativität ermöglicht es, den universalistischen Glaube an die Kreativität zu relativieren und die Ausrichtung am Kreativen neu zu bewertet werden. Den wissenschaftlichen ‚Beweis‘ liefert Reckwitz, indem er den Prozess der gesellschaftliche Ästhetisierung und mittels empirisch-ethnografischer Methoden die kreativen Praktiken und Inszenierungsweisen der Spätmoderne aufdeckt. Die Studie weitet das Blickfeld derart, dass sich der Eindruck, aufgrund eigener Unzulänglichkeiten am Kreativitätsdispositiv zu scheitern, zwangsläufig relativiert. Das Wissen um die kulturelle Bedingtheit des Phänomens lässt das spätmoderne Subjekt erkennen, dass es nicht alleine zwischen Wunsch und dem Zwang zur Kreativität oszilliert, sondern dies ein gesellschaftliches Muster ist. An dieser Stelle wäre jedoch kritisch zu fragen, ob der theoretische Perspektivwechsel allein bereits ein probates Mittel gegen die von Reckwitz beobachteten „Selbstverwirklichungserkrankungen“ (ebd.) Burnout und Depression darstellt.

An Reckwitz lässt sich beispielhaft zeigen, wie sich die Figur des Kulturkritikers zwangsläufig *ad absurdum* führt. Wie der von Bollenbeck beschriebene Kulturkritiker stilisiert sich auch Reckwitz als ein unbeteiligter Beobachter, der meint, zu wissen, woran die Gesellschaft leidet und wie die

Gründe einzuordnen sind. Er zeigt der Gesellschaft, wo ihre blinden Flecken und ihre bislang nicht erkannten Probleme sowie deren Ursachen liegen. Aus der hier durchgeführten Beobachtung dritter Ordnung zeigt sich jedoch auch, was Reckwitz *nicht* sehen kann: Seine eigene Rolle, nämlich die des Kulturkritikers, ist sein blinder Fleck. So scharfsichtig Reckwitz in Bezug auf das Kreativitätsdispositiv argumentiert, so unvermögend scheint er, wenn es darum geht, seine Verstrickungen zu erkennen und seinen Entwurf selbstreflexiv in den Blick zu nehmen. So ist keinesfalls ausgemacht, dass Reckwitz' Beitrag, obgleich er konstruktiv motiviert sein mag und erfinderisch konstruiert ist, zu einer Lösung des von ihm beschriebenen Problems führt. Provokant ließe sich das Gegenteil behaupten: Reckwitz' Analyse zur Erfindung der Kreativität ist nicht nur die Erfindung einer Kulturkritik, sondern auch die Erfindung eines neuen Problems.

Die Argumentation Reckwitz' führt dort zum Zirkelschluss, wo er Auswege nennt, auf denen die Gesellschaft das Dispositiv verlassen kann, die dem Kulturkritiker selbst offensichtlich aber verwehrt bleiben: So macht sich Reckwitz *vor seinem Lesepublikum* für das Modell der „profanen Kreativität“ (ebd., 2012, 30) stark – eine Form kreativen Wirkens hinter verschlossenem Vorhang, die sich begierigen Blicken und äußeren Urteilen entzieht. Dementgegen richtet Reckwitz selbst jedoch sein *kreatives* Werk dezidiert an die Öffentlichkeit. Die Studie bedarf der breiten Rezeption um Wirkung entfalten zu können: Reckwitz' Entwurf ist insofern in besonderem Maße von der Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit abhängig. Der Kulturkritiker setzt sich bewusst der Bewertung seiner Erkenntnisleistung aus und stellt sich dem öffentlichen Vergleich. So bleibt er zwangsläufig im Kreativitätsdispositiv und damit in seiner eigenen Kulturkritik gefangen.

Darüber hinaus ist das grundsätzliche *Streben nach dem (ästhetisch) Neuen*, von dem Reckwitz' sich in seinem Entwurf distanziert, auch für das Wissenschaftssystem konstitutiv: *Originalität und Innovation* bilden den Kern des akademischen Anforderungskatalogs, der als Leistungszwang erlebt werden kann, der zugleich jedoch Selbstwachstum und soziale Anerkennung

verspricht. Hier offenbart sich erneut ein Widerspruch des Kultursoziologen, der selbst aus dem Wissenschaftssystem heraus argumentiert. Es ist gerade der *Originalität* und der perspektivischen *Neuartigkeit* seines Entwurfs zu verdanken, dass dieser überhaupt in den Fokus der Öffentlichkeit – und der vorliegenden Arbeit – gerückt ist.

4.2 Wertungsform

In Bezug auf die *Wertungsform* lässt Reckwitz' Entwurf sich vom *Fundamentalpessimismus*, wie ihn Bollenbeck beschreibt, abgrenzen: Ein Fundamentalpessimist ist Reckwitz deshalb nicht, weil er weder die Vergangenheit noch die Zukunft prinzipiell ablehnt; und auch das Kreativitätsdispositiv verwirft er nicht komplett. Vielmehr gilt seine Kritik dem Fundamentalismus selbst, der das Kreativitätsdispositiv in der Spätmoderne heimgesucht hat. Reckwitz ist daran gelegen, die *generalisierte* Ausrichtung am Ästhetischen einzudämmen und dafür die Bedeutung anderer gesellschaftlicher Logiken zu stärken. Damit entwirft Reckwitz' eine differenzierte und keine pauschale Kulturkritik an der Kreativität.

Anders als der *Zeitkritiker* zeichnet sich Reckwitz durch ein langwährendes Geschichtsbewusstsein aus: Reckwitz rekonstruiert den gesellschaftlichen Prozess der Ästhetisierung und strukturiert ihn anhand von Zeitabschnitten (vom ‚Sturm und Drang‘ bis in die ‚Spätmoderne‘). Dabei bewertet er die Möglichkeiten der Kreativität mit Blick auf den Wandel gesellschaftlicher Verhältnisse. Hierbei perspektiviert Reckwitz die *Gewinne* (affektive Utopie in der rationalistisch organisierten Moderne) und *Verluste* (Leistungsanforderung im ästhetischen Kapitalismus der Spätmoderne) in Bezug auf die Ausrichtung auf das Kreative. In symbolisch verdichteter Weise rückt das Phänomen der Kreativität in den Vordergrund des Entwurfs. Reckwitz' *Totalkonstruktion des Kreativen* mündet in einer Zeitdiagnose, die eine schwerwiegende Botschaft enthält: In der Spätmoderne hat sich die Ausrichtung am Kreativen *totalisiert* und stellt nun das dominante kulturelle Muster der Gesellschaft dar.

Was die allgemeine Problemfiguration der Kulturkritik angeht, die Diskrepanz von *hochgestimmter Erwartung* und *ernüchternder Erfahrung*, liegt die Sache im Fall Reckwitz komplizierter: Mit seiner Kritik an der kreativen Lebensform thematisiert Reckwitz ein Phänomen, das im Sturm und Drang bereits kritisiert wurde. Damals war es jedoch die Kritik des Bürgertums, die sich in den künstlerischen Bewegungen um ihre Moral- und Ordnungsvorstellungen bedroht sah (ebd., 2013, 29). In der Gegenwart hat diese Kritik jedoch ihre Grundlage verloren: Der Dualismus zwischen Bürgertum und ästhetischer Gegenkultur hat sich im Generalismus der Kreativitätsausrichtung aufgelöst. An die Stelle des Antagonismus ist die Synthese dessen getreten, was einst unvereinbar erschien:

„die affektive Befriedigung, die sich aus kreativer Tätigkeit und ästhetischem Erleben ergeben soll, *und* die soziale Anerkennung, die nun in erster Linie ein Subjekt erfährt, dem eine solche kreative Lebensführung gelingt“ (Ebd.).

Vor diesem Hintergrund zielt Reckwitz‘ Kritik auf die ‚Dissonanzerfahrungen‘ und ‚Mangelzustände‘, die sich an die spätmoderne Form der kreativen Lebensführungen anschließen. Im Wesentlichen sieht Reckwitz vier Strukturprobleme der an Kreativität orientierten Spätmoderne.

Erstens problematisiert Reckwitz den *Leistungszwang der Kreativität*: Im Rahmen des Kreativitätsdispositivs ist kreatives Handeln „keine glückliche Gelegenheit“ mehr, sondern Teil eines „sozialen Anforderungskatalogs“ (ebd.). Da Kreativität im Dispositiv als universelle Gegebenheit erscheint, entsteht eine *soziale Differenzmarkierung*: Wem gelingt es, sich nach außen in seiner kreative Lebensführung zu profilieren, und wem nicht?

Als zweites Problem beschreibt Reckwitz die *Diskrepanz zwischen kreativer Leistung und Kreativitätserfolg*. Diese resultiert aus dem Übermaß an kreativen Produktionen einerseits und der prinzipiellen Begrenzung des Publikums und seiner Aufmerksamkeit andererseits. Diese Diskrepanz mündet im Problem mangelnder sozialer Anerkennung für kreative Leistungen (vgl. ebd.).

Ein drittes strukturelles Problem des Dispositivs liegt nach Reckwitz in einer, dem Reizüberfluss an kreativen Produkten geschuldeten *Aufmerksamkeitszerstreuung*. neuer ästhetischer Erregungen reduziert sich, so Reckwitz‘, das tatsächliche Lusterleben auf eine reine „Verheißung von aufgeschobener Lust“ (ebd., 30).

Als vierte problematische Konsequenz nennt Reckwitz die *Ästhetisierungsüberdehnung*: Wie bereits erörtert, hat sich im Kreativitätsdispositiv das Bedrohungsszenario der klassischen Moderne des Bürgertums durch die Entgrenzung des Ästhetischen verkehrt:

„Während dort das Ästhetische potentiell immer wieder einer Kolonialisierung durch Prozesse der Rationalisierung ausgesetzt war, stellt sich im Rahmen des Kreativitätsdispositivs die Frage, inwieweit eine Kolonialisierung des Nichtästhetischen stattzufinden droht, das heißt eine Entwertung alternativ orientierter sozialer Praktiken zugunsten der eindimensionalen Kriterien des Ästhetischen“ (Ebd.).

4.3 Wirkungseffekte

Auch wenn abzuwarten bleibt, welche Wirkung Reckwitz‘ Studie, die erst 2012 erschienen ist, noch zu entfalten vermag, fällt die Resonanz in den Printmedien und im Hörfunk bereits zwei Jahre nach der Veröffentlichung beträchtlich aus. Der potentielle Wirkungsradius der Studie ist maximal weit: Indem Reckwitz ein breites Spektrum an sozialen und diskursiven Feldern untersucht, in die sich die Kreativität hinein ‚entgrenzt‘ hat, spricht er eine Reihe von Diskursen, Disziplinen und Milieus an.

Anknüpfungspunkte liefert die Studie Reckwitz‘ im Bereich der kulturanalytischen Diskussion von Krankheitsformen wie Burnout oder Depression (‚Selbstverwirklichungserkrankungen‘) – ein Dialog von Kulturwissenschaft und Psychologie ist hier denkbar. Auch in der Stadtplanung, in der Politik, in der Wirtschaft und in den Medien lassen sich Wirkungseffekte der Reckwitzschen Studie vorstellen. Schließlich wirft die

Analyse Reckwitz‘ grundlegende Fragen auf, die den Konsens darüber, dass die Ausrichtung auf Kreativität generell gut ist, irritiert. Im kulturpolitischen Diskurs hat Reckwitz‘ Studie bereits ein Umdenken eingeläutet. Dies zeigt sich in der intensiven Rezeption seines Beitrags von Seiten der kulturpolitischen Verbände (vgl. Fuchs, 2010; vgl. Knoblich, 2010). Nimmt die Kulturpolitik den Entwurf Reckwitz ernst, muss sie ihren alten Leitspruch „Kultur für alle“ radikal überdenken.

Zugleich ist klar, dass sich Veränderungen in der sozialen und politischen Praxis grundsätzlich in kleinen Schritten vollziehen. Reckwitz‘ Studie liefert zwar Erkenntnisse, die für weite Teile der Gesellschaft relevant sind, sie verlangt jedoch auch ein hohes Maß an Komplexitätsbereitschaft, was den Kreis an potenziellen Rezipienten und denkbaren Praxisveränderungen im ‚Kreativitätsdispositiv‘ erheblich einschränkt.

5 Fazit

Die hier durchgeführte Analyse hatte das Ziel, Kulturkritik als ein „unterschätzter Reflexionsmodus der Moderne“ (Bollenbeck, 2007, p. 7) anhand einer textuellen Konkretisierung (vgl. Reckwitz, 2012) einsichtig zu machen.

Die Arbeit verfuhr zunächst deskriptiv: In den ersten beiden Kapiteln wurden zwei Konzepte nacheinander je für sich vorgestellt, statt diese gleich in einer Synthese verschmelzen zu lassen. Damit wurde das Gegebene erst einmal sichtbar gemacht und Zwischenschritte für weitere Untersuchungen ermöglicht – auch im Interesse der Anschlussfähigkeit der Arbeit. Ein deskriptiv-analytisches Vorgehen erschien geboten, um nicht voreilig Schlüsse über das Phänomen der Kulturkritik zu ziehen, sondern das bislang unterbelichtete Feld zunächst in seiner Funktionsweise und Struktur begreifbar zu machen. Erst auf der Basis eines ausgereiften Verstehens konnten schließlich auch normative Überlegungen zum Erkenntnispotenzial von Kulturkritik anhand eines konkreten Textbeispiels angestellt werden.

Das formulierte Erkenntnisziel der Arbeit hatte zur Folge, dass die Diskussion der Thesen Reckwitz' zur Kreativität relativ kurz kam, dafür jedoch Reckwitz' Haltung, die Wertungsform sowie die Wirkungseffekte seiner Studie näher bestimmt werden konnten. Will man ein umfassendes Bild der Kulturkritik zeichnen, wird man nicht nur die hier erörterten Bedingungen und Strukturen von Kulturkritik, sondern auch ihr Thema im Kontext der Zeit situieren müssen. Dabei hilft es auch einzelne kulturkritische Entwürfe aus verschiedenen Epochen und Zeitabschnitten vergleichend in Relation zu setzen. Dies war im Rahmen der vorliegenden Arbeit nicht möglich.

Es wurde allerdings eine Forschungsperspektive eröffnet, die sozusagen aus dritter Ordnung die formale Ausgestaltung von Kulturkritik in den Blick nimmt und ihr Erkenntnispotenzial als besondere Form der Zeitdiagnose zu nutzen weiß. Eine am Prinzip der Wertfreiheit orientierte, modellhafte Zugangsweise heißt freilich nicht, sich der Bewertung kulturkritischer Erkenntnisleistungen gänzlich zu enthalten. Wohl aber hilft sie, der Versuchung zu widerstehen, ebenfalls in eine kulturkritische, tendenziöse Haltung zu verfallen, wie dies zum Teil für die Publizistik gilt. Bollenbecks Kriterienkatalog erweist sich als nützlich, weil er offen für die Variabilität der Kulturkritik ist, Bedingungen von Form und Struktur benennt ohne jedoch schematisierende Lesarten zu befördern. So ermöglicht er, kulturkritische Texte ausfindig zu machen, und sie von anderen Formen der Zeitdiagnose zu unterscheiden. Mit dem Konzept Bollenbecks wurde ein Zugang gewählt, der Kulturkritik „nicht als mindere Erkenntnisform abtut, die andererseits Kulturkritik aber auch nicht als eine große geistige Widerstandsbewegung hochlobt.“ (Ebd., 2007, 16).

Dass Bollenbecks Kriterienkatalog zur Kulturkritik, so wie jedes Konzept, perspektivische Grenzen hat, liegt auf der Hand. In der durchgeführten Analyse haben sich die Schranken des Modells besonders in Bezug auf die Haltung des Kulturkritikers gezeigt: Am Beispiel Reckwitz wurde deutlich, dass der Kulturkritiker nicht zwangsläufig eine ‚affektive‘ Haltung gegenüber

dem gesellschaftlichen Mainstream einnehmen muss, wie Bollenbeck annimmt. Auch die nüchtern-sachliche Haltung und die systematisch-differenzierte Beobachtung eines Zeitphänomens kann eine *kulturkritische* Strategie zur Abgrenzung gegenüber der Gesellschaft darstellen, nämlich dann, wenn diese sich bereits affektiv aufgeladen hat. Ähnlich verhält es sich mit der von Bollenbeck als kulturkritisch proklamierten „Übertreibung in Richtung Wahrheit“: Der Fall Reckwitz zeigt, dass dies nicht zwangsläufig die gewählte *Methode* des Kulturkritikers sein muss, sondern auch der *Gegenstand* seiner Kritik sein kann.

Die grundsätzliche Funktion von Kulturkritik sollte am Beispiel Reckwitz klar geworden sein: Als *Beobachtung zweiter Ordnung* ist insbesondere die Kulturkritik dazu in der Lage, Phänomene der Moderne in prägnanter und symbolisch verdichteter Form zur Sprache zu bringen und sie neu zu bewerten. In Form von großformatigen Zeitdiagnosen kann sie sowohl zu kognitiv-analytischen Einsichten verhelfen als auch normativ zur Neuauslegung gesellschaftlicher Zustände beitragen. Geht man davon aus, dass die Kritik ein Teil der Kultur ist, und mehr noch, dass die moderne Kultur sich maßgeblich über die Kritik konstituiert (vgl. Konersmann, 2008), führt kein Weg an der kulturwissenschaftlichen Beschäftigung mit dem Phänomen der Kulturkritik vorbei. Im Angesicht konservativer Debatten über die ‚europäische Leitkultur‘ kann die Beschäftigung mit Kulturkritik den Blick öffnen für eine andere, wahrscheinlich viel bedeutsamere Konstante und „stimulierende Kraft“ (Bollenbeck, 2007, p. 235) der europäischen Moderne.

Die Kulturwissenschaft tut gut daran, Orte, Funktionen und Bedingungen der Kulturkritik in einen breiten Fragezusammenhang zu stellen und im Wandel der Zeit zu untersuchen. Diese Arbeit sollte einen Beitrag dazu leisten.

Literatur

- Adorno, Theodor (1975). Kulturkritik und Gesellschaft. In Ders., *Gesellschaftstheorie und Kulturkritik* (pp. 46-66). Suhrkamp: Frankfurt a.M.
- Anders, Günther (2002). *Übertreibungen in Richtung Wahrheit. Stenogramme, Glossen, Aphorismen*. C.H. Beck: München.
- Assheuer, Thomas (2013). *Wollen sollen. Über die eindrucksvolle Studie von Andreas Reckwitz: 'Die Erfindung der Kreativität'*. Retrieved from <http://www.zeit.de/2013/07/Andreas-Reckwitz-Die-Erfindung-der-Kreativitaet> [28.3.2014].
- Bollenbeck, Georg (2007). *Eine Geschichte der Kulturkritik*. C.H. Beck: München.
- Boltanski, Luc; Chiapello, Ève (2003). *Der neue Geist des Kapitalismus*. UVK Universitätsverlag Konstanz: Konstanz.
- Ehrenberg, Alain (2011). *Das Unbehagen in der Gesellschaft*. Suhrkamp: Berlin.
- Florida, Richard (2012). *The Rise of the Creative Class*. Basic Books: New York.
- Foucault, Michel (1988). *Archäologie des Wissens*. Suhrkamp: Frankfurt a.M.
- Freud, Sigmund (2009). Das Unbehagen an der Kultur. In Ders., *Das Unbehagen in der Kultur und andere kulturtheoretische Schriften*. Frankfurt a.M.: Fischer.
- Han, Byung-Chul (2010). *Müdigkeitsgesellschaft*. Matthes & Seitz: Berlin.
- Jünger, Ernst (2007). *Der Arbeiter. Gestaltungen und Herrschaft*. Klett-Cotta: Stuttgart.
- Knoblich, Tobias (2013). Kreativitätsdispositiv oder drohender 'Kreativitätsinfarkt'? Überlegungen zu Andreas Reckwitz' 'Die Erfindung der Kreativität'. *Kulturpolitische Mitteilungen*, 141, 39-41.
- Konersmann, Ralf (2008). *Kulturkritik*. Suhrkamp: Frankfurt a.M.
- Luhmann, Niklas (1984). *Soziale Systeme. Grundriss einer allgemeinen Theorie*. Suhrkamp: Frankfurt a.M.
- Mühleis, Volkmar (2013). *Dem Schöpferischen auf der Spur*. Retrieved from <http://www.deutschlandfunk.de/dem-schoepferischen-auf-der-spur.700.de> [28.3.2014].
- Reckwitz, Andreas (2012). *Die Erfindung der Kreativität. Zum Prozess der gesellschaftlichen Ästhetisierung*. Suhrkamp: Frankfurt a.M.
- Reckwitz, Andreas (2013). Die Erfindung der Kreativität. *Kulturpolitische Mitteilungen*, 14, 23-34.
- Reckwitz, Andreas (2012a). *Bloß nicht nicht kreativ sein*. Retrieved from http://www.changex.de/Article/interview_reckwitz_bloss_nicht_nicht_kreativ_sein/OapJ16EG58hIiPf3UPhODEJiLf0EdD [28.3.2014].

Reckwitz, Andreas (2012b). *Das neue Regime der Originalität. Wir müssen kreativ sein*. Retrieved from <http://www.tagesspiegel.de/wissen/das-neue-regime-der-originalitaet-gesucht-wird-kreativitaet-ohne-leistungszwang/7359298-2.html> [28.3.2014].

Reckwitz, Andreas (2013a). *Kreativität wird zu einem Leistungszwang*. Retrieved from unter: <http://www.goethe.de/ges/phi/eth/de10691034.htm> [28.3.2014].

Rosa, Hartmut (2005). *Beschleunigung. Die Veränderung der Zeitstrukturen in der Moderne*. Suhrkamp: Frankfurt a.M. 2005.

Sennett, Richard (2009). *The craftsman*. Penguin: London.